

Bibelfest und ungläubig
Der Dichter und sein
Lenker: Wie sich Friedrich
Dürrenmatt mit Gott ab-
plagte. HINTERGRUND 2

Keine Vergebung
Der Whistleblower Adam
Quadroni erwartet eine
Entschuldigung der Bünd-
ner Regierung. REGION 9



Foto: Annick Ramp

Ins Reine kommen
Vergabung suchen, verge-
ben können: Ein Täter und
ein Opfer erzählen von
ihrem Ringen. DOSSIER 5–8

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre
Kirchgemeinde lesen Sie
in Ihrer Gemeindebeilage
im 2. Bund. AB SEITE 13

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-
reformierte Zeitung

Nr. 1/Januar 2021
www.reformiert.info

Post CH AG

Gastbeitrag

Im Anfang war das Wort. Ist das Wort am Ende?

Sprache Wer das Sagen hat, kann sagen, was er will. Er kann das Gute zum Bösen erklären und umgekehrt. Und viele glauben ihm, weil sie dem Wort vertrauen. Es ist Zeit für eine neue Sprache.



Illustration: Paula Troxler

«Wenn ich ein Wort benutze», sagte Humpty Dumpty ziemlich verächtlich, «dann hat es genau die Bedeutung, die ich wähle, nicht mehr und nicht weniger.» «Die Frage ist», sagte Alice, «ob man das machen kann, dass Wörter so viel Verschiedenes bedeuten.» «Die Frage ist», sagte Humpty Dumpty, «wer das Sagen hat – das ist alles.»

Dieser Dialog zwischen Alice (das Mädchen aus «Alice hinter den Spiegeln») und Humpty Dumpty (das egozentrische Ei auf der Mauer) machte mir unglaublichen Eindruck, als ich das Buch als Zehnjähriger zum ersten Mal las. War mir doch damals schon aus dem Johannesevangelium bekannt, dass im Anfang das Wort war – und nun sollte man dieses Wort bedeuten lassen können, was man wollte, wenn man «das Sagen hatte» (respektive «der Stärkere war», wie es in anderen Übersetzungen aus dem Englischen heisst)? Das

war schlicht und einfach phantastisch! Ich wollte auch das Sagen haben! Und mir meine ganz eigene Welt erschaffen, mit ihren ganz eigenen Regeln. Alles, was mir die ganzen Autoritäten sagten – Lehrer, Pfarrer, Eltern –, musste ich nicht einfach hinnehmen, sondern konnte es bedeuten lassen, was ich wollte; konnte alles nach meinem Willen umdeuten.

«Qui fecit caelum et terram» – «(Der,) der Himmel und Erde erschaffen hat»: Diese Worte hörte ich als Sechzehnjähriger beim Apostolischen Segen in der Kathedrale in Chur. Das war für mich der Punkt, an dem mir klar wurde: «Ich will keine Welt akzeptieren, die jemand Anderes erschaffen hat! Jetzt will ich der Stärkere sein! Jetzt mache ich es!» Und ich begann, mein erstes Buch (meine eigene Welt) zu schreiben, «Qui fezeit». Und die Worte wurden Fleisch, sprich: Das Buch wurde von ei-

nem Verlag herausgebracht und erblickte das Licht des Tages; es war wirklich da; jedermann konnte es anfassen, auch der allergrösste zweifelnde Thomas. Ich war der Herr des Logos (wie es im Johannesevangelium heisst; Logos = Wort, Rede, geistiges Vermögen und was dieses hervorbringt). Ich fühlte mich unbesiegbar.

Nun, das ist 23 Jahre her, und «Qui fezeit» verstaubt und vermodert in irgendwelchen Buchantiquariaten; wir schreiben das Jahr 2020, und alles kann alles Mögliche bedeuten. Denn «das Sagen» – wie es der grosse Sprach-/Realitätsphilosoph Humpty Dumpty formulierte – haben ganz und gar unsägliche Instanzen an sich gerissen. Die wahren Herren des Logos 2020: Sie wollen, dass nichts mehr das bedeutet, was es bedeutet (oh, wenn doch etwas nur etwas bedeutete!). Wenn jemand etwas sagt (im Fernsehen zum Beispiel), kann man

Die mit der Sprache willentlich angerichtete Verwirrung ist perfekt.

fast sicher sein, dass schon kurz danach Verschwörungstheorien auftauchen (bevorzugt im Internet), wonach das, was dieser Jemand gesagt hat, in Wirklichkeit etwas ganz anderes bedeutet. Zu jeder Schilderung eines Ereignisses kommen x andere Schilderungen dazu, die der ursprünglichen Schilderung (und sich gegenseitig)

widersprechen. Parallelschilderungen, die Parallelwelten erschaffen. Man weiss nicht mehr, wem und was man glauben soll. Fest steht nur: Dem Logos glaubt man am allerwenigsten. Die mit der Sprache willentlich angerichtete Verwirrung ist perfekt.

Man hat sich an Fake News gewöhnt. Ein Herr aus Amerika hat sich in den letzten vier Jahren für den Allerstärksten gehalten und mit der Sprache gemacht, was er wollte. Und seine Worte wurden von seinen Anhängern für bare Münze genommen. Was diesen Herrn betrifft, so habe ich letzthin eine Dokumentation gesehen, in der eine verblüffende These aufgestellt wurde: In einschlägigen Internetforen tätige Aktivisten berichteten darüber, diesen Herrn zum Präsidenten gewählt zu haben (und ihre Leser dazu aufgefordert zu haben, das Gleiche zu tun), nicht weil er der ihrer Meinung nach beste Kandidat war, sondern der schlechteste. Die aufgestellte These also war: Dieser Herr ist Präsident geworden dank der Leute, die den schlechtesten wollten.

Schlecht ist das neue gut. Derart hat sich schon alles verschoben! Aber warum wollten diese Leute den schlechtesten? In der Hoffnung, er möge die ganze Welt in den Abgrund reissen? In einer Art Todessehnsucht? In der morbiden Absicht, letztlich «(Den,) der Himmel und Erde erschaffen hat», zu vernichten?

Nun steht das Jahr 2021 vor der Tür. Und wir müssen schauen, wie wir mit dem Logos umgehen, denn er hat durchaus den Drang, Realität zu werden. Ist er noch zu retten? Oder ist er in tausend Stücke zersprungen wie das Ei Humpty Dumpty, das von der Mauer fiel? Was haben wir dazu beigetragen, dass der Logos auf dem Zahnfleisch geht? Braucht es einen neuen Logos? Gibt es Hoffnung, solange es Sprache gibt? Oder kann alles nur gut werden, wenn keine Sprache mehr da ist?

Eine einzige Fragenkaskade zum Schluss! Kann ich Sie als Leser so zurücklassen? Ich befürchte, es bleibt mir nichts anderes übrig. Wenn ich wüsste, wie eine mögliche neue Sprache beschaffen wäre, könnte ich Sie Ihnen nicht auf herkömmlichem sprachlichem Weg beschreiben. Ich denke, Sie müssen die neue Sprache selber kreieren, wenn Sie finden, dass es eine solche braucht. Wir können uns ja wieder einmal an dieser Stelle treffen, und ich sage Ihnen dann, wie es mir in der Welt ergangen ist, die Sie erschaffen (oder nicht erschaffen) haben.

Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller («Endlich Nichtleser») und lebt in Schwamendingen.

Die grosse Sehnsucht nach dem verlorenen Glauben

Literatur Der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt wurde vor 100 Jahren geboren. Der Pfarrerssohn bekannte sich spät zum Atheismus und kam dennoch nie von Gott los. Dürrenmatt-Experte Pierre Bühler legt die theologischen Spuren im Gesamtwerk frei und entdeckt darin die Zumutung der Gnade.



Aufgepasst: Niklaus Meienberg und Loris Scola hören Friedrich Dürrenmatt (von links) zu, der in der Kronenhalle seinen 65. Geburtstag feiert.

Foto: Keystone

«Nichts.» Damit endet die berühmte Erzählung «Der Tunnel» von Friedrich Dürrenmatt, der am 5. Januar 100 Jahre alt geworden wäre.

Der Student, der als Einziger im Zug merkt, dass ein kurzer Tunnel auf der Strecke von Bern nach Zürich zum dunklen Abgrund wird, beantwortet mit dem Wort die Frage des Zugführers, was zu tun sei. In der Erstfassung von 1952 schiebt er nach: «Gott liess uns fallen, und so stürzen wir denn auf ihn zu.»

Ein Satz, «der die Dialektik vom richtenden und gnädigen Gott zusammenbringt», sagt Pierre Bühler. Vielleicht habe ihn der Autor darum gestrichen, als er die Erzählung 1978 erneut publizierte: «Weil er sich allzu gut für Predigten eignet.» Der emeritierte Theologieprofessor ist fasziniert von Dürrenmatts Texten, seit er als Gymnasiast in Biel über den «Besuch der alten Dame», den die Theatergruppe aufführte, einen Zeitungsartikel schrieb.

Grausamkeit der Komödie

Mit Blick auf Dürrenmatts Gesamtwerk ist der neue Schluss konsequent. Eine Geschichte ist für ihn «dann zu Ende gedacht, wenn sie die schlimmstmögliche Wendung genommen hat». Eine Apokalypse ohne Hoffnung auf das neue Jerusalem. Dürrenmatts «Tunnel» etwa ist mit Blick auf die Klimakrise beklemmend aktuell: Die Fahrgäste machen sich keine Sorgen, solange der Fahrplan stimmt. Ins Nichts fallend, tun sie nichts.

Da Dürrenmatt aktuelle Fragen aufgreift, sucht er in der Darstellung die Distanz. Seine Kunst «will nicht mitleiden, sie will darstellen»,

schreibt er in seinen «Anmerkungen zur Komödie». Und nur das Grotteske besitze «die Grausamkeit der Objektivität, doch ist sie nicht die Kunst des Nihilisten, sondern weit eher des Moralisten». Diese Kunstform sei «unbequem, aber nötig».

In dem, was auf der Bühne gezeigt wird, verbinden sich Dürrenmatts Komödien mit der griechischen Tragödie: Verhandelt wird das Scheitern der Menschen. Während sie im Drama an der Unausweichlichkeit des Schicksals zugrunde gehen und die Katastrophe oft gerade dadurch beschleunigen, dass sie sich vor ihr retten wollen, zerschellen bei Dürrenmatt die Ideale seiner Figuren an der Realität.

Noch eine weitere Differenz zum Drama benennt Dürrenmatt: Bringt der Tragiker seine Helden «tränen-

überströmt um», ermorde der Autor der Komödie sie «hohnlachend». Die Beziehung zum Publikum ähnelt für Dürrenmatt jener, «die zwei Faustkämpfer zueinander haben».

Ehrendoktor der Theologie

Mit der grotesken Objektivität der Darstellung kontrastiert die Subjektivität des Blicks auf die Welt. Dabei wurde Dürrenmatt vom Philosophen Søren Kierkegaard beeinflusst. Ohne diesen sei er als Schriftsteller nicht zu verstehen, äussert er sich einmal. Dass Dürrenmatt sein Werk offensichtlich nicht für sich selbst stehen lässt und auf Bezügen zu Religion und Philosophie beharrt, macht ihn zum modernen Sonderling. Als er Germanistik und Philosophie studierte, plante er eine Dissertation über Kierkegaard. Ers-

te Texte des Philosophen las er bereits in der Bibliothek seines Vaters, der in Konolfingen und später in Bern Pfarrer war.

Seine protestantische Herkunft prägt Dürrenmatt, verbunden mit einem individuellen Glauben, der bei Kierkegaard anknüpft: «Nun bin ich selber Christ, genauer Protestant, noch genauer, ein sehr merkwürdiger Protestant, einer, der seinen Glauben für etwas Subjektives hält, für einen Glauben, der durch jeden Versuch, ihn zu objektivieren, verfälscht wird», schreibt er 1976 in seinem Essay über Israel.

Die Theologische Fakultät Zürich nimmt die Selbstbezeichnung auf, als sie Dürrenmatt 1983 mit der Ehrendoktorwürde auszeichnet. Sie lobt ihn als Dichter, der die Theologie «mit gegensätzlichen Impulsen

Dürrenmatt als Maler und Zeichner

Bereits als Kind malte Friedrich Dürrenmatt. «Soll ich malen oder schreiben. Es drängt mich zu beidem», schrieb er in jungen Jahren seinem Vater. Er entschied sich für den Beruf des Schriftstellers, malte aber weiterhin nebenher. Als er sich 1973 vom Theater abwendete, widmete er sich ganz bewusst der bildenden Kunst. Seine Bilder seien keine Nebenarbeiten zum literarischen Werk, sondern «die gezeichneten und gemalten Schlachtfelder, auf denen sich meine schriftstellerischen Kämpfe, Abenteuer, Experimente und Niederlagen abspielen», schrieb Dürrenmatt in «Persönliche Anmerkungen

zu meinen Bildern und Zeichnungen». Häufig malte er Schwarz in Schwarz mit Feder und Tusche, immer wieder aber auch mit kräftigen Gouache-Farben. Neben Karikaturen, Lithografien, Porträts und Wandmalereien hinterliess Dürrenmatt auch Illustrationen, die immer wieder im Dialog mit seinem literarischen Werk stehen. Viele seiner Bilder stellte er zu Lebzeiten weder aus, noch verkaufte er diese.

Kreuzigungen und Engel

Erst nach seinem Tod gelangten die Bilder mit der Eröffnung des Centre Dürrenmatt Neuchâtel im Jahr 2000 an die Öffentlichkeit. Das von Mario Botta erbaute Museum ist im Besitz von rund 1000 Einzelzeichnungen und verschiedenen Heften.

Dürrenmatts Bilder behandeln oft griechische Mythen, religiöse Motive und biblische Figuren: den Turmbau zu Babel, Apokalypsen, Engel, Päpste oder die Hochzeit zu Kana. Eine wichtige Federzeichnung aus dem Jahr 1939 zeigt Christus am Kreuz. Dieses Motiv hat er später mehrmals aufgenommen. «Dazwischen liegt ein künstlerisches Leben, in dem die Auseinandersetzung mit der Religion eine Konstante bleibt», sagt Madeleine Betschart, Leiterin des Centre Dürrenmatt Neuchâtel (CDN). «reformiert.» begleitet Madeleine Betschart durch die neue Dauerausstellung im CDN auf der Suche nach den religiösen Spuren in Dürrenmatts Bilderwerk. nm

Video: [reformiert.info/duerrenmatt](https://www.reformiert.info/duerrenmatt)

ihrer Tradition konfrontiert und herausfordert». Eine solche theologische Provokation erkennt Bühler in der 1953 uraufgeführten Komödie «Ein Engel kommt nach Babylon»: Die Gnade Gottes kommt im Wesen eines schönen Mädchens auf die Welt und soll dem ärmsten Bettler geschenkt werden. Doch die Gnade bringt Verwirrung statt Erlösung.

Der Bettler ist eigentlich der einzige freie Mensch in der Stadt, in welcher der König Nebukadnezar seiner Ideologie gehorchend das Bettlerwesen beseitigen will. «Dass Gottes Gnade Unheil stiftet, ist die religiöse Form der schlimmstmöglichen Wendung», erklärt Bühler.

Das kreative Scheitern

Der Glaube wird zum grossen Dennoch: eine Möglichkeit, mit den Zufällen, mit denen der Mensch konfrontiert ist, klarzukommen. Dafür muss er sich auf die Gnade einlassen, selbst wenn sie eine Zumutung ist. Wie im Roman «Griechen sucht Griechin», wo Chloé als zweifelhafte Erlöserin das Wertegebäude der Hauptfigur zum Einsturz bringt.

Nur der Liebe gelinge es, «die Gnade anzunehmen, wie sie ist», lässt Dürrenmatt den Staatspräsidenten sagen, der sich unverhofft zum Prediger aufschwingt: «Die Hoffnung, ein Sinn sei hinter all dem Unsinn, hinter all diesen Schrecken, vermögen nur jene zu bewahren, die dennoch lieben.» In der Formulierung findet der biblische Dreiklang von «Glaube, Hoffnung, Liebe» (1. Kor 13,13) sein ironisches Echo.

Friedrich Dürrenmatt scheint an der existenziellen Aufgabe des Glaubens kreativ zu scheitern. Er ist «behaftet mit der Beule des Zweifels, misstrauisch gegen den Glauben, den

«Nun bin ich selber Christ, genauer Protestant, noch genauer ein sehr merkwürdiger Protestant.»

Friedrich Dürrenmatt (1921–1990)
Schriftsteller

er bewundert, weil er ihn verloren hat». Das lässt er in «Es steht geschrieben» eine Figur sagen, die vor dem Vorhang über den Autor redet.

Die letzte Rebellion

Ungebrochen bleiben die Faszination für biblische Motive und das Interesse an der Gottesfrage, wobei für Dürrenmatt Gott immer stärker zur reinen Fiktion wird. Im «Selbstgespräch» ist Gott eine Idee mit so vielen Namen, dass sie sich «an keinen mehr erinnert». Dennoch wird die Gottesvorstellung real, indem sie als ein literarisches Ich spricht.

Von Gott kommt Dürrenmatt nie ganz los, obwohl er 1988, zwei Jahre vor seinem Tod, die «Pflicht zum Atheismus» ausruft, um sich in der «Zeit der Khomeinis» vom Fundamentalismus von Teheran bis Rom zu distanzieren. Für den Theologen Pierre Bühler ein «protestantischer Atheismus»: die Rebellion gegen einen Glauben, der meint, die Wahrheit für sich gepachtet zu haben. Vielleicht auch der alte protestantische Trotz: unbequem zwar, aber manchmal nötig. Felix Reich

Wer, wenn nicht wir als Kirche

Corona-Tote Gemeinsam mit anderen Theologen hat der in Untervaz lebende Jan Bergauer eine Erklärung zur Würde des menschlichen Lebens veröffentlicht. Er erwartet mehr von den Kirchen.

«Wenn wir uns als Kirche schon die Nächstenliebe auf die Fahnen schreiben, warum gibt es dann keinen Aufschrei», fragte sich Jan Bergauer. Der 33-jährige katholische Theologie Student will Menschen, die in der Schweiz an Covid-19 sterben, mehr gewürdigt wissen. «Lange Zeit wurden alle Verstorbenen bloss als Zahlen in irgendeiner Zeitungs-Statistik geführt und bekamen ansonsten weder medial noch politisch eine angemessene Resonanz.»

Parteinahme für die Schwachen
So sah das auch der reformierte Pfarrer Michael Wiesmann aus Zürich. Mit ihm hatte sich Jan Bergauer bereits bei der sogenannten ersten Welle ausgetauscht. Beide wollten die Corona-Toten nicht «unkommentiert stehen lassen», sagt Wiesmann. Als dann noch Bundesrat Ueli Maurer, gefragt nach dem «Schweizer Weg», sagte: «Wir sind bewusst dieses Risiko eingegangen, weil wir eine Güterabwägung gemacht haben», sahen die beiden Theologen Handlungsbedarf. Sie setzten eine Erklärung unter dem Titel: «Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst» auf. In Anlehnung an Psalm 8 wollten die Theologen das menschliche Leben mehr gewürdigt wissen.

«Im Sinne der Parteinahme für die Geringsten und Schwachen», wie es in der Erklärung heisst, rufen die Initianten Presse und Politik auf, «sich die Würde des Menschen auf die Fahnen zu schreiben».

Werte verbalisiert
Darüberhinaus wollen Wiesmann, Bergauer und Martin Peier, der als Pfarrer und Geschäftsführer des reformierten Stadtverbands Zürich der dritte Initiant ist, medizinisches Personal in seinem Aufruf unterstützen. «Wir haben unsere Werte verbalisiert», sagt Wiesmann. Der Pfarrer hat die Erklärung auf die Webseite «rootedinlove» gestellt. Auf ihr ist die Erklärung einsehbar. Sowieso sei die ganze Aktion online

ersonnen worden, sagt Bergauer. Social Media seien eben zu Corona-Zeiten die bevorzugte Wahl, sehr viele Menschen anzusprechen. Unter dem Hashtag #LichtInDerTrauer will er darüberhinaus hundert Orte in der Schweiz finden, die am Silvesterabend um 17 Uhr fünfzig Kerzen für die Opfer der Pandemie entzünden. Die Fotos der brennenden Kerzen sollen in den sozialen Medien geteilt werden.

Bergauer hat seine Aktion in den verschiedenen Landeskirchen und Bistümern der Schweiz bekannt gemacht. «Oft bekam ich keine Ant-

«Lange wurden die Verstorbenen bloss als Zahlen irgendeiner Zeitungs-Statistik geführt.»

Jan Bergauer
Theologiestudent in Chur

wort». Der Kirchenrat der Landeskirche in Graubünden antwortete zwar, aber lehnt die Aktion ab, weil «eine zu kleine Gruppe in Blick genommen werde». Ausserdem werde zu wenig beachtet, wieviel in den örtlichen Gemeinden bereits jetzt schon zum Gedenken an die Covid-Toten geschieht, heisst es aus dem Bündner Kirchenrat.

Nun sind es laut dem Eintrag auf Facebook der Aktion «Licht in der Trauer» schweizweit 23 Pfarreien und Kirchgemeinden, die Kerzen entzünden. Viel weniger als erhofft und viel weniger breit abgestützt als von Bergauer gewollt.

Personelles
Der Kirchenrat genehmigt die Wahl von Pfrn. Claudia Gabriel durch die Kirchgemeinde Vaz/Obervaz.

Forum der Religionen
Der Kirchenrat beschliesst den Beitritt der Landeskirche zum neu gegründeten Verein «Bündner Forum der Religionen». Dieser will das Vertrauen zwischen den Religionen durch Dialog und Zusammenarbeit fördern.

Lange Nacht der Kirchen
Der Kirchenrat wird im Januar entscheiden, ob die auf den 28. Mai 2021 geplante «Lange Nacht der Kirchen» aufgrund der Corona-Pandemie durchgeführt werden soll.
Stefan Hügli, Kommunikation

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom 19.11.2020

Freiwilligenarbeit
Der Kirchenrat genehmigt den Leistungsvertrag mit benevol Graubünden für die Nutzung von benevol-jobs.ch. Die Plattform soll den Angeboten und Bedürfnissen der Kirchgemeinden eine grössere Öffentlichkeit geben.

Hof de Planis
Der Kirchenrat verzichtet nach dem Rücktritt von Andreas Thöny auf eine weitere Vertretung im Stiftungsrat vom Hof de Planis in Stels.



Der katholische Theologe Jan Bergauer aus Untervaz.

Foto: Momir Cavic

Die Rolle der Kirchen war den Initianten der Erklärung definitiv zu klein und bleibt es wohl auch. Zwar habe es das Papier der reformierten Kirche Schweiz (EKS) «10 Fragen – 10 Antworten» gegeben, doch das ist für Wiesmann zwar «akademisch differenziert, aber nicht laut genug für den öffentlichen Diskurs». «Wir müssen schon mit einer anderen Lautstärke kommunizieren, um als Kirche gehört zu werden», sagt Michael Wiesmann.

Seelsorgeliche Wirkung
Die Erklärung haben derweil zahlreiche Pfarrpersonen, Kirchenmitarbeitende und -mitglieder unterschrieben; dennoch ist die ganz grosse Welle ausgeblieben. Wiesmann sieht aber auch eine seelsorgeliche Wirkung, welche die Erklärung habe: «Wir erhielten viele, feine Dankeschöns.»

Für Bergauer war es wichtig, als angehender Theologe Position zu beziehen. Die Diskussion um die «Systemrelevanz» von Gottesdiensten hat er als unangemessen empfunden. Die Kirche solle sich mehr auf ihren Grundauftrag, nämlich die Nächstenliebe im Sinne des Schut-

zes der Schwachen besinnen und öffentlich anprangern, dass Menschen aufgrund einer falschen Corona-Politik sterben. «Stattdessen werden kirchlicherseits Ausnahmen eingefordert oder es wird Desinteresse gezeigt», sagt Jan Bergauer.
Constanze Broelemann

Der «Schweizer Weg» steht in der Kritik

Die Corona-Politik der Schweiz ist in den vergangenen Wochen immer stärker in die Kritik geraten. Anders als Nachbarländer wie Deutschland oder Frankreich hat sich das Land lange vor einem Lockdown gescheut hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen. Der sogenannte «Schweizer Weg» erntet Unverständnis bei den Unispitalern des Landes und anderen gesellschaftlichen Gruppen. Nach Stand (17.12.2020) hat das Land 5256 Neuinfektionen und 89 Todesfälle pro Tag. Bis jetzt sind in der Schweiz 6382 Menschen der Pandemie zum Opfer gefallen. Das Land hat in der «2. Welle» mit die höchsten Zahlen an Neuinfektionen in Europa.

Situation für Bedürftige verschärft sich

Armut Zur Unterstützung von Ein- elternfamilien verfügt der Schweizerische Verband alleinerziehender Väter und Mütter über einen Hilfsfonds, welcher Alleinerziehende in schwierigen finanziellen Situationen unterstützt. Anschaffungen wie eine Winterjacke oder warme Schuhe für die Kinder können für arbeitsbetroffene Familien schwierig zu erwerben sein, schreibt der Verein für soziale Gerechtigkeit in einer Mitteilung. Die soziale Ungerechtigkeit werde sich aufgrund der Coronapandemie in den kommenden Monaten weiter verschärfen. Deshalb seien viele auf zusätzliche Hilfe angewiesen. rig

Gepredigt

Das Leben bestimmt den Sinn der Regel

Und es begab sich, dass er am Sabbat durch ein Kornfeld ging, und seine Jünger fingen an, während sie gingen, Ähren auszuraufen. Und die Pharisäer sprachen zu ihm: Sieh doch! Warum tun deine Jünger am Sabbat, was nicht erlaubt ist? (Markus 2, 23-28)

Es geht um Regeln – es geht um die Frage: Welche Regeln machen Sinn? Im Moment werden Regeln diskutiert. Die zweite Welle der Pandemie hat die Schweiz erreicht. Und jetzt muss gehandelt werden. Ansonsten wird das Gesundheitssystem in absehbarer Zeit zusammenbrechen. Es bleibt keine Zeit für lange Diskussionen. Normal für uns ist, dass wir alles diskutieren. Aber nun sind wir in einer Situation, die wir noch nie erlebt haben. In «normaler» Situation können wir – Gott sei Dank – Regeln diskutieren.

Dazu will uns der Text aus dem Markusevangelium ermutigen. Der Grundgedanke und gleichzeitig die zentrale Aussage ist: Der Sabbat ist um des Menschen willen geschaffen, nicht der Mensch um des Sabbats willen. Warum tun die Jünger, was nicht erlaubt ist? Ist es Lust am Abenteuer? Die Jünger sind gläubige jüdische Menschen. Sie wissen genau, wie wichtig das Gebot vom Sabbat ist. Der Ruhetag ist heilig und zentral. Auch Jesus kennt als Rabbi selbstverständlich die Bedeutung und Wichtigkeit von Gottes Gesetzen. Und doch brechen gerade diese Menschen ein Gebot. Es wird über den Schutz des Sonntags diskutiert. Die einen fragen: Können wir uns den Luxus eines freien Tages in der Woche überhaupt noch leisten? Sind wir dann noch wettbewerbsfähig? Und die anderen: Müssen wir nicht im Gegenteil noch viel vehementer den Sonntag schützen?

Jesus sagt: Die Gebote sind für den Menschen da, nicht der Mensch für die Gebote. Er mutet uns zu, selbst zu entscheiden. Und er traut uns zu, diese Entscheidung gut zu treffen. Freiheit ist nicht immer leicht. Jugendliche wünschen sich mehr Freiheit. Sie idealisieren sie. Und die Erwachsenen idealisieren die Kindheit und Jugendzeit. Bei allem ist Gott mit uns auf dem Weg. Der leitende Kompass ist die Liebe. Auch Jesus und die Jünger in der Geschichte entscheiden mit ihrem inneren Kompass. Jesus zweifelt den Sinn der Ordnung nicht an, im Gegenteil: Er würdigt die Notwendigkeit der Sabbatruhe ausdrücklich. Aber eben nicht um jeden Preis. Es geht also darum: Ist eine Regel förderlich für das Leben oder hinderlich. An jedem Sonntag werden wir daran erinnert, dass wir keine Sklaven unseres Alltags sind.

Gepredigt am 25. Oktober in Sagogn



Daniel Hanselmann
Pfarrer in Sagogn/Laax/
Falera

Gerade jetzt sollte Kirche lauter sein

Kirchenrat Ab dem 1. Januar steht zum zweiten Mal in der Geschichte eine Frau der reformierten Bündner Landeskirche vor. Zehn Fragen an die neue Kirchenratspräsidentin Erika Cahenzli-Philipp.

Warum engagieren Sie sich für die Kirche?

Erika Cahenzli-Philipp: Die Kirche vertritt eine menschenfreundliche und sinnstiftende Botschaft, die mich überzeugt. Sie setzt sich ein für das Wohl der Menschen unabhängig ihres gesellschaftlichen Status.

Welches sind Ihre Schwerpunkte?

Mir ist der persönliche Kontakt mit den Menschen wichtig, diesen will ich pflegen. Ich werde so viele Kirchgemeinden wie möglich besuchen. Zu den Aufgaben der Landeskirche gehört es, die Menschen vor Ort, zu

entlasten und zu stärken, da müssen wir investieren.

Welchen Stellenwert hat der Religionsunterricht für Sie?

Er gehört zur Stundentafel unserer Volksschule. Das muss so bleiben. Wir müssen die Religionslehrpersonen bestärken in der Beziehungspflege mit der Schule, dazu gehört auch, mal an der Kaffeepause im Lehrerzimmer teilzunehmen.

Welche Rolle soll Ihrer Meinung nach die Bündner Landeskirche in der Gesellschaft einnehmen?

Als Kirche sollten wir uns immer wieder fragen, was die Menschen beschäftigt. Wir müssen sie wahrnehmen in ihren unterschiedlichen Lebenswelten. Dazu brauchen wir Angebote, welche die Menschen anregen, sich den Sinnfragen zu stellen, da hat die Kirche Kompetenzen. Ein Beispiel ist der Gottesdienst.

Sind Gottesdienste zeitgemäss?

Unbedingt. Ich vergleiche sie mit einer Tankstelle, wo ich Energie für die kommende Woche tanke.

Sie besuchen demnach regelmässig Gottesdienste?

Ja, einmal im Monat sicher. Es gibt mir eine gute Rhythmisierung für den Alltag.

Lesen Sie die Bibel?

Die Bibel lasse ich mir gerne in einer guten Predigt näher bringen. Selber besitze ich eine Bibel des Theologen und Religionspädagogen Hubertus Halfas. Seine Interpretationen in Verbindung mit Wissenschaft und Kunst mag ich sehr.

Was wollen Sie gegen den Pfarrmangel in Graubünden tun?

Graubünden kämpft allgemein mit einem Fachkräftemangel. Nicht nur die Kirche. Die Kirche kann aber punkten mit attraktiven Arbeitsbe-



Foto: Stefan Hügli

Erika Cahenzli-Philipp, 56

Die gelernte Primarlehrerin aus Untervaz ist SP-Grossrätin, Gemeinderätin und seit 17 Jahren Kirchgemeindepäsidentin. Die vierfache Mutter ist Mitglied im Organisationskomitee der Freiwilligenorganisation «Bahnhöfli+», welche sich für die Unterstützung und Integration von geflüchteten Menschen einsetzt. Ihre Freizeit verbringt sie gern im Maiensäss.

dingungen. Die Kirchgemeinden in Graubünden sind überschaubarer als jene im Kanton Zürich oder Aargau. Die Pfarrpersonen können so näher bei den Menschen sein. Wir haben gute Mietbedingungen, bieten ein Sabbatical an nach sieben Jahren und mit dem Vaterschaftsurlaub von zwanzig Tagen sind wir fortschrittlicher als manches Unternehmen in der Privatwirtschaft.

Soll Kirche politisch sein?

Was ist nicht politisch in unserem Leben? Ich glaube, das Evangelium als Ganzes hat eine politische Komponente. Jesus hat sich immer gegen bestehende Strukturen gewehrt, wenn sie zum Nachteil der Schwächeren waren. Aber die Kirche soll

keine Abstimmungsparolen herausgeben. Ihr Tun soll das Fundament sein, auf dem ihre Mitglieder sich autonom, mündig eine eigene Meinung bilden können.

Während der Coronazeit erwarten viele Menschen eine präesente Kirche. Von der Bündner Landeskirche hört man nichts.

Die Landeskirche arbeitet seit jeher eng mit dem Staat zusammen und wir halten uns an die verordneten Massnahmen. Aber ja, bei gewissen Themen sollte Kirche besser vernehmbar sein. Ich denke an die Schliessungen von Altersheimen. Wir dürfen die Menschen nicht vereinsamen lassen. Da muss Kirche lauter werden. Interview: Rita Gianelli

INSERATE

Hoffnung statt Kinderheirat



Patenkind Saru aus Nepal mit ihrem Chatpate-Imbisswagen / © World Vision

Arm, zu wenig zu essen, oft dreckig – grosse Träume, aber keine Perspektiven. So wächst die kleine Saru auf, wie Tausende andere Kinder in Nepal.

Bereits im Kindesalter sollte Saru verheiratet werden. Der einzige Ausweg für ihre Eltern, die in einer Teppichfabrik schuf-

teten und doch nicht genug zum Überleben verdienen. Eine Ausbildung, nur schon nahrhaftes Essen: Unerreichbar.

Mit dem Imbisswagen zum Studium Nicht unerreichbar! Denn in diese Situation hinein wird Saru für ein Kinderpatenprojekt ausgewählt. «Für mich

änderte das sofort alles. Zum ersten Mal hatte ich wieder Hoffnung auf eine gute Zukunft,» sagt sie glücklich. Neben der Unterstützung für Saru erhielten ihre Eltern einen Mikrokredit und starteten damit einen Chatpate – einen pfiffigen nepalesischen Imbisswagen. Dieser lief bald so gut, dass nicht mehr Schulab-

bruch und Kinderheirat im Zentrum standen, sondern Saru sich an der Universität wiederfand. Nun steht sie kurz vor dem Bachelor-Abschluss in Wirtschaftswissenschaften und blickt hoffnungsvoll in die Zukunft: «Meine ganze Familie ist stolz auf mich. Meine Eltern wollen, dass ich weiterstudiere, weil sie mich nun unterstützen können.»

Engagement zieht Kreise

Heute zieht die neu gewonnene Zukunftsperspektive Kreise weit über das Leben von Saru hinaus. Seit einigen Jahren engagiert sich die 20-Jährige als Leiterin bei einer lokalen Partnerorganisation von World Vision gegen Kinderrechtsverstösse wie Kindmissbrauch, Kinderarbeit und Kinderheirat. Sie bietet Kurse für Jungen und Mädchen an, in denen sie ihnen ihre Rechte erklärt und Lebenskompetenzen vermittelt. Seit COVID-19 klärt sie auch über einfache Hygieneregeln auf und gibt über Youtube Tipps, wie man sich zuhause sinnvoll beschäftigen kann.

Bleibende Veränderung

«Wenn World Vision nicht in mein

Dorf gekommen wäre, wäre ich heute nicht so zuversichtlich.» Und obwohl Sarus Patenschaft 2019 endete, geht die Veränderung weiter: «Unser Chatpate floriert, und wir können etwas Geld sparen.» «Genau das ist unser Herzensanliegen,» sagt Christoph von Toggenburg, CEO von World Vision Schweiz: «Wir freuen uns über nichts mehr, als wenn wir von jungen Menschen hören, wie sie neue Perspektiven erhalten und beginnen, ihr Leben selbst zu gestalten.»

Chosen – in den Händen der Kinder Mit «Chosen» oder in Deutsch «Ausgewählt» erhalten Kinder wie Saru erstmals in der Geschichte der Kinderpatenschaft die Möglichkeit zurück, wieder selbst über ihr eigenes Leben zu entscheiden.

Lassen Sie sich von einem Kind als Pate oder Patin auswählen:

worldvision.ch/chosen



World Vision



Wanderexerzitien auf den Spuren...

... von Teresa von Avila - Kastilien
«Solo Dios basta! - Gott allein genügt»
3.-11. September 2021

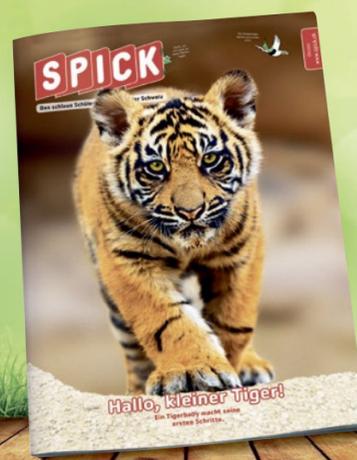
...der frühen christlichen Gemeinden - Türkei
«Siehe, ich schaffe alles neu...» (Offb 21,5)
2.-9. Oktober 2021

mit Theres Spirig-Huber und Karl Graf, Bern

Mehr Infos unter www.terra-sancta-tours.ch, Telefon 031 991 76 89.

terra
sancta
tours

Jetzt SPICK verschenken!



www.spick.ch

reformiert.

**Folgen Sie uns auf facebook/
reformiertpunkt**



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

DOSSIER: Vergebung

Essay



Wer Gott um Vergebung bittet, soll anderen auch vergeben: Im Unservater-Gebet sind beide Ebenen miteinander verschränkt.

Foto: Annick Ramp

Ein Mittel gegen den brodelnden Vulkan

Farid Ahmed wollte sich nicht von Rachegefühlen überwältigen lassen, nachdem seine Ehefrau von einem australischen Rassist ermordet worden war. Der Muslim folgte damit seiner Religion. Und tat etwas für seinen Seelenfrieden: Nichtvergeben kann zu Angst und Depression führen. Auch Nelson Mandela hat vergeben und so den inneren Frieden Südafrikas gesichert.

Am 15. März 2019 massakrierte ein australischer Rassist in zwei Moscheen von Christchurch in Neuseeland 51 Menschen. Unter den Toten befand sich Husna Ahmed. Ihr Ehemann Farid Ahmed überraschte die Welt mit den Worten, die er bei der Trauerzeremonie sprach: «Ohne Vergebung, ohne Barmherzigkeit zu zeigen, kann ich kein wahrer Anhänger Allahs sein. Ich möchte kein Herz haben, das wie ein Vulkan kocht.»

Damit hat sich Ahmed von den Fesseln befreit, die Hinterbliebene von Mordopfern so oft an die Täter kettet. Er zeigte dabei auch einen besonderen Aspekt der Vergebung. Er vergab, ohne den Täter dabei miteinzubeziehen. Den Täter und dessen Einsicht in sein Unrecht braucht es erst, wenn es um Versöhnung geht. Farid Ahmed half sein Glaube. Dieser eröffnete ihm

die Möglichkeit, Gott als Richter einzusetzen, der über das Massaker urteilen wird.

Gott richtet, Gott vergibt: «Vergib uns unsere Schuld.» Aber Gott zählt auch auf die vergebenden Menschen: «... wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.» Nur wenn beide Teile miteinander verschränkt werden, ist die millionenfach gesprochene Bitte im christlichen Unservater-Gebet keine Floskel. Ähnliches findet sich auch in der Koransure wieder, welche die Gläubigen zum Vergeben auffordert und daran erinnert: «Wünscht ihr nicht, dass Allah, der Allvergebende und Barmherzige, euch vergibt?»

Vergebenskulturen

Verggebung hat in den drei abrahamitischen Religionen einen festen Platz. Dafür steht auch die

biblische Josef-Geschichte: Der von seinen Brüdern beinahe Getötete vergibt ihnen, als sie hungernd als Bittsteller nach Ägypten kommen. In religiös anders geprägten Weltgegenden hat Vergebung jedoch einen anderen Klang.

Der Schweizer Pfarrer Tobias Brandner, der seit einem Vierteljahrhundert in Hongkong lebt, kann aus eigener Erfahrung die Unterschiede zwischen europäischer und chinesischer Vergebungskultur benennen. «In China will man den anderen nicht in die Situation bringen, dass er um Vergebung bitten muss», sagt Brandner. Das Modell, harmonische Beziehungen nicht zu stören und den anderen unter keinen Umständen in eine Situation hineinzumanövrieren, in der er sein Gesicht verlieren könnte, bestimme das zwischenmenschliche Miteinander.

Das im Alltag fehlende Konzept strahlt laut Brandner auf die politische Ebene aus. So weigert sich Japan, seine barbarische Besatzungspolitik während des Zweiten Weltkriegs in vielen Ländern Asiens zu bekennen. China wiederum ist nicht bereit, die Millionen von Opfern unter Maos Herrschaft zu rehabilitieren. «Der eklatante Unterschied zwischen Europa und Asien im Umgang mit den Abgründen der Geschichte sticht mir vorab in Berlin ins Auge», sagt Brandner. 200 Meter vom Brandenburger Tor entfernt stehe prominent das Holocaust-Denkmal. Unbestritten ist, wie vor 50 Jahren der Kniefall des deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt vor dem Mahnmal für die Opfer des Aufstands im Warschauer Ghetto das deutsch-polnische Verhältnis veränderte. Auch Nelson Man-

dela, der nach 27 Jahren Haft 1990 die Losung «Vergeben, um zu vergessen» ausgab, hat bewiesen, welche politische Wirkung Vergebung entfalten kann.

Gegen Wut und Angst

Vergeben, das hat das Beispiel Farid Ahmeds gezeigt, entfaltet auch individuell eine positive Wirkung für den Seelenfrieden. Der amerikanische Psychologieprofessor Robert Enright hat mit unzähligen Probanden bewiesen, dass Vergeben den Weg öffnet, um nach einer grossen Vertrauenskrise Symptome wie Wut, Angststörungen oder Depressionen zurückzudrängen. Aber der Professor hält auch fest: «Eine Frau, die aus einer gewalttätigen Ehe kommt, kann ihrem Ex-Mann auch verzeihen, ohne zu ihm zurückzukehren und sich zu versöhnen.» Delf Bucher

Trotz allem ist sie noch da. Mitten in Zofingen, wo sie aufgewachsen ist und Ungeheuerliches erlebte. Mitten im Leben, das sie mehrmals fast verloren hätte. Judith T. (49) betont eindringlich am Anfang des Gesprächs, sie wolle sich nicht wichtig machen. «Ich will auf das Thema aufmerksam machen.» Deshalb stehe sie auch mit ihrem Gesicht hin.

Judith T. durchlebte eine Hölle. Darüber will sie nicht viele Worte verlieren. Ihr Vater hatte sie sexuell missbraucht – «seit ich denken kann». Sie fühlte sich zu Hause nicht verstanden. Sie rebellierte, grenzte sich ab und wurde drogenabhängig. Mehrmals starb sie beinahe an einer Überdosis. Sie wurde vergewaltigt. Als 17-Jährige kam sie in Untersuchungshaft.

Danach verliebte sie sich, brachte zwei Kinder zur Welt und erlebte schöne Zeiten – bis sie auch noch hässliche Gewalt erlitt und einzig die Kinder sie noch im Leben hielten. 2004 lernte sie durch eine Kollegin einen methodistischen Pfarrer kennen und zog aus. Judith T. war damals 33 Jahre alt. «Ich kam endlich an einen Ort, wo ich mich wohlfühlte», sagt sie. Gott sei in ihr Leben zurückgekommen, und sie habe entschieden: «Ich will vergeben. Das war ein Anfang.» Dann folgte ein langer Weg.

«Eine riesige Wut»

In diesem Moment habe sie in einer «mega Krise» gesteckt. Wie schon mehrmals zuvor. Krisen, in denen sie immer gescheitert war mit ihren Versuchen, das Geschehene zu verarbeiten. «Es war eine riesige Wut in mir. Ich war auf die ganze Gesellschaft hässig. Durch die negativen Erlebnisse hatte ich jeglichen Respekt verloren.» Doch nun wollte sie Versöhnung finden, denn anders würde sie nicht frei werden, davon war sie überzeugt.

Judith T. sitzt am Stubentisch in ihrer Wohnung mitten im Zofinger Altstadtchen. Dass sie mit all dem Schweren in ihrem Leben nach wie vor hier lebt und gerne hier ist, erstaunt zuerst. Aber im Gespräch wird schon bald klar: Es stimmt so. Hier befindet sich ihr Zuhause. Hier hat sie ihr Leben aufgeräumt und ist wieder angekommen. Sie erzählt klar und strukturiert, ohne jemals eingeengt oder gehemmt zu wirken. Vielmehr eben: frei.

Zuerst sich stellen

Stark half ihr dabei der Glaube. «Nachdem ich Gott in mein Leben gelassen hatte, wurde mir bewusst, dass es einen Weg gibt, den ich beschreiten will», sagt Judith T., die seit vier Jahren Pfarrerin ist. Der erste Schritt war damit getan: nicht mehr wegzurennen, sondern sich zu stellen. «Das macht etwas mit der Psyche. Es kam ein sehr starker Prozess in Gang, viele Erinnerungen kamen auf, oftmals konnte ich nicht schlafen.»

Intensiv arbeitete Judith T. mit einer Psychologin, wöchentlich ging sie zu ihr. Im Weiteren traf sie einen methodistischen Pfarrer. Sie sagt: «Zudem brachte ich meine Gedanken immer wieder Christus vor.» Bei diesem Schritt zur Vergebung müssten vor allem die Gefühle raus, sagt Judith T. Zuerst sei sie während eines ganzen Jahres wütend gewesen. Doch: «Das durfte sein, und es durfte raus. Die ganze Wut, Ohnmacht, Verzweiflung und Trauer, ich habe ein ganzes Meer geweint. Und es waren Menschen da, die das aushielten.» Dies sei enorm wichtig gewesen, sagt sie. Und betont, es sei gerade auch im christlichen Kontext wichtig zu wissen: «Du darfst hässig sein! Und du darfst das zum Aus-

«Ich wollte vergeben, das war ein Anfang»

Missbrauch ist etwas vom Schlimmsten, das ein Mensch erleiden kann. Oft beeinträchtigt er das Leben der Betroffenen bis zum Tod. Judith T. schaffte es, mit viel Kraft und Unterstützung aus immer wiederkehrenden Krisen herauszukommen. So erarbeitete sie sich Vergebung. Sich zu stellen, sei der erste Schritt. Gefühle müssten zugelassen und abgelegt werden. Mit dem Glauben fand sie den Weg in ein freies Leben – und unterstützt nun als Seelsorgerin ebenfalls Frauen.



Judith T. wurde ein neues Leben geschenkt, als sie ihrem Vater vergeben konnte.

druck bringen.» Man müsse nicht immer milde sein. Erst dadurch konnte sie weitergehen.

Mit dem Ablegen von Emotionen und Erinnerungen veränderte sich ihre Gefühlslage. Die Pfarrerin hat ein leichtes Lächeln im Gesicht, als sie sagt: «Es war, wie ein Fenster zu öffnen, verschlaufen zu können.» Das machte es ihr möglich, den Vater nicht mehr nur als Monster zu sehen, sondern auch als Mensch. «Bis heute habe ich ein gespaltenes Bild von ihm. Mein Vater hat auch viel Gutes getan. Das ist das unglaublich Schwere daran.»

Über ihr kreiste ein Milan

Den Tod ihres Vaters 2016 – im Jahr, als sie ihr Theologiestudium abschloss – empfand Judith T. als Befreiung. «Und ich bin überzeugt, dass auch er jetzt befreit ist», sagt sie. Er habe wohl die noch traurigere Geschichte mit Misshandlung erlebt als sie. Das wollte sie annehmen können – nicht, um sein Verhalten zu erklären, sondern schlicht um zu sehen, was war. Sie nahm seine Asche heim, und am Tag der Beerdigung kreiste oft ein Milan über ihr. «Dieses Bild ist stark in mir: Jetzt war mein Vater frei, jetzt war ich selbst frei. Es war der Moment totaler Versöhnung. Jetzt war alles in Christi Händen.»

Judith T. hält kurz inne, betrachtet am Stubentisch die Kaffeetasse in ihrer Hand. Dann fährt sie fort: «Vergabung und Versöhnung bedeutet nicht: Wir umarmen uns, und alles ist wieder gut. Es bedeutet vor allem, sich selbst zu stellen, weder zu verdrängen noch zu vergessen.» Dann werde einem ein neues Leben geschenkt. Verstehen werde sie ihren Vater nie, sagt sie. Doch sie habe jetzt Mittel, mit Schwierigem umzugehen. Nach fünf Jahren harter Arbeit könne sie jetzt ihr geistiges Schränkchen aufmachen, und dann wisse sie, welches Werkzeug ihr am besten helfe.

«Es gibt Gegenmittel»

Judith T. hat dann Selbsthilfegruppen gegründet und sich mit anderen Frauen auszutauschen begonnen. So habe sie schliesslich zulassen können, dass Christus sie herausführte aus dem Ganzen. Sie gelangte zur Überzeugung: «Es kommt etwas Gutes.»

Das kann sie heute Frauen weitergeben, die Ähnliches erlebt haben. Judith T. begleitet sie ehrenamtlich als Seelsorgerin. Sie habe viel Verständnis, erklärt die Pfarrerin, könne sich gut einfühlen und wisse, was man tun könne in solch verfahrenen Situationen. Zum Thema Missbrauch hält Judith T. fest: «Es kommt vor, und es gibt Gegenmittel.» Sich diesen Umstand bewusst zu machen, sei enorm wichtig. Sie könne deshalb jetzt «ein ganz normales Leben» führen.

Zurück im Beruf des Vaters

Drei Jahre arbeitete sie als Pfarrerin bei der Evangelisch-methodistischen Kirche in Gerlafingen, bis die Stelle nicht mehr finanziert werden konnte. Jetzt ist sie wieder in der Pflege tätig, in einem Wohnheim für kognitiv beeinträchtigte Menschen. Vor dem Berufsfeld ihres Vaters sei sie lange Zeit weggerannt, erzählt Judith T. «Jetzt bin ich wieder drin.» Sie merke, dass sie auf diesem Gebiet Begabungen habe und das ererbte Gute von ihrem Vater weitergeben könne. «Das fühlt sich an wie heimkommen.»

Sie sei eine optimistische Person, beschreibt sich Judith T. mit einem Lachen. «Ich habe mich mit meiner Geschichte loslassen können, und jetzt blicke ich dankbar zu Gott – in die Zukunft.» Marius Schären

Jeden Tag denkt Peter* daran. An jene Minuten im August 2015, als er den Mann von hinten packte und ihm sagte: «Ich habe ein Messer. Bleiben Sie ruhig, ich tue Ihnen nichts.» Und dann laut brüllte: «Das ist eine Geiselnahme! Abstand! Ich fordere, dass Sie die Massnahme abbrechen und die Polizei rufen!»

Peter, damals 17 Jahre alt, hatte an diesem Morgen Hauswirtschaftsdienst. Seit sieben Monaten befand er sich wegen bewaffnetem Raub im Massnahmenzentrum für straffällige Jugendliche. Er wohnte in der geschlossenen Abteilung, besuchte Therapien und arbeitete in einer Werkstatt. Und er hasste es. Er fühlte sich bevormundet, gedemütigt. Im Minimum vier Jahre in diesem Zentrum verbringen zu müssen, erschien ihm unmöglich. In einem Moment höchster Verzweiflung fasste er einen Plan: Er würde einen Angestellten zur Geisel nehmen und verlangen, dass man die stationäre Massnahme abbricht. Viel lieber wollte er nur noch seine Strafe im Gefängnis absitzen.

Sein Plan ging auf. 20 Minuten nachdem er den vorbeilaufenden Mann im Flur zwischen der Küche und den Büros gepackt hatte, nahm die Polizei Peter fest. Er hatte den Mann zu diesem Zeitpunkt bereits wieder losgelassen, die herbeigeeilten Angestellten blieben auf Abstand. Im Frühling 2016 wurde er wegen Geiselnahme zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die Massnahme hob man auf. Wäre er zur Tatzeit volljährig gewesen, wäre das Strafmass viel grösser ausgefallen.

Hoffnung auf Verständnis

Es ist November 2020. Peter sitzt in einem Café. Er trägt das Haar millimeterkurz, ist stilvoll gekleidet und berichtet mit ruhiger Gestik über diesen Moment, der ihn nicht mehr loslässt. Seit er vor vier Jahren aus dem Gefängnis entlassen wurde, verläuft sein Leben unaufgeregt. Er wohnt in einer Schweizer Stadt und arbeitet als Kellner. Wie viele andere fragt er sich zurzeit, ob sein Betrieb wegen Corona schliessen muss, doch dieser Gedanke beunruhigt ihn nicht.

Mulmige Gefühle bereitet Peter etwas anderes: Er hat sich vorgenommen, den Mann zu treffen, der damals seine Geisel war. Er möchte ihm sagen, wie sehr er es bereut, ihm das angetan zu haben. Dass er kein bösartiger Mensch sei, sondern in seiner Verzweiflung keinen anderen Ausweg sah. Dass er das Opfer zufällig wählte. Peter hofft, bei dem Mann Verständnis zu erwirken für die Hintergründe seiner Tat. Er sagt: «Ich wünsche mir, dass er mir verzeiht und es für ihn dadurch leichter wird. Und dadurch dann auch für mich.»

Der Mann war nach der Tat psychisch sehr angeschlagen und kündete seine Anstellung. Dass Peter eine Attrappe als Messer benutzt hatte, vermochte die Folgen seiner Todesangst nicht zu mindern. Peter schüttelt den Kopf. «Immer wieder frage ich mich: Wie war ich dazu fähig? Nie wollte ich einem unschuldigen Menschen etwas antun. Ich hasse das Bild von mir als Geiselnahmer. Ich möchte es so gerne ablegen.» Er schaut auf den Tisch, schweigt. Nach einem tiefen Atemzug sagt er: «Ich habe vor nichts im Leben Angst. Aber die Vorstellung, ihn zu treffen, macht mich nervös.»

Mit 14 in Untersuchungshaft

«Der Vorfall», wie Peter das damalige Ereignis nennt, war der Tiefpunkt einer jahrelangen Entwicklung. Er berichtet: «Ich geriet in schlechte Kreise. Meine Eltern ar-

«Ich möchte dieses Bild von mir ablegen»

Wegen Raubüberfall, Körperverletzung und Geiselnahme verbrachte der 24-jährige Peter* mehrere Jahre in Gefängnissen und Institutionen für jugendliche Straftäter. Seit vier Jahren verläuft sein Leben in ruhigen Bahnen, er hat eine Wohnung und einen Job. Eine seiner Taten liegt ihm jedoch wie ein Schatten auf der Seele: dass er einen unschuldigen Mann seelisch verletzte. Er möchte ihn gerne treffen und um Vergebung bitten. Er sagt, er habe vor nichts im Leben Angst – ausser vor dieser Begegnung.



Sein grösster Wunsch: Vergebung zu finden im Gespräch mit seinem einstigen Opfer.

Fotos: Annick Ramp

beiteten viel und hatten trotzdem nie Geld.» Mehrmals habe er erlebt, wie Gläubiger den Vater anbrüllten. «Ich war nicht gern daheim.» Peter lernte andere Jugendliche aus schwierigen Verhältnissen kennen, von ihnen fühlte er sich verstanden. Mit zwölf trank er Alkohol; zunehmend war er in Diebstähle, Raub und Schlägereien verwickelt.

Mit 14 sass er wegen Körperverletzung und Raub erstmals in Untersuchungshaft, danach kam er in ein Heim für Jugendliche. Er rebellierte und wurde in ein anderes verlegt. Auch dort kooperierte er nicht. Als er 16 war, schickte man Peter zu seinen Eltern zurück. Doch besser wurde es nicht. Die Eltern waren in ein Dorf gezogen, die Schule weigerte sich, den delinquenten Jungen aufzunehmen. Nach drei Monaten rumhängen überfiel Peter einen Lebensmittelladen. «Ich spürte mich nicht mehr. Ich wollte, dass irgendwas passiert, das meinem Leben eine Richtung gibt. Egal was.»

Erwachsen – und ruhiger

Peter wurde verhaftet, verbrachte drei Monate ins Gefängnis und musste wieder in ein Jugendheim. Auch dort legte er sich quer. Als ein Sozialpädagoge die Geduld verlor und Peter packte, schlug dieser ihm mit der Faust ins Gesicht; eine Tat, die er nicht bereue, der Mann habe es verdient. Erneut landete er im Gefängnis. Im Februar 2015 brachte man den 17-jährigen in jenes Massnahmenzentrum für straffällige Jugendliche, in dem er sechs Monate später den Mann als Geisel packte.

Als er danach im Gefängnis war, nahm sein Leben eine Wendung. Er sagt: «Ich war total erleichtert, dort zu sein. Endlich war ich volljährig, und die Massnahmen vorbei. Das Entlassungsdatum war bekannt und ich konnte zum ersten Mal über mein Leben nachdenken. Und so realisierte ich, dass es so nicht weitergehen kann.» Nachdem Peter entlassen worden war, fand er einen Job in einem Restaurant. Sein Chef und seine Kollegen kennen inzwischen seine Vergehen nicht.

Ein Pfarrer soll vermitteln

Im Café wird es lauter. Es ist Apérozeit, hinter Peter sitzen immer mehr Gäste an den Tischen. Letzten Sommer befand sich unter seinen Gästen zufällig ein reformierter Seelsorger, dem Peter schon in Strafanstalten begegnet war. Bis dahin hatte er nie lange mit ihm gesprochen, doch als der Pfarrer ihn fragte, wie es ihm so gehe, vereinbarten sie ein Treffen. Peter erzählte ihm ausführlich über sein Leben. Und schilderte, wie ihn die Erinnerung an seine Geisel plagt.

Vor dem Gerichtsprozess damals hatte Peter dem Mann einen Brief geschrieben, in dem er sich entschuldigte. Er weiss nicht, ob dieser ihn je gelesen hat, im Gerichtssaal habe der Mann ihn nie angeschaut. Er sagt: «Damals gratulierten mir Mitsassenden, sie fanden es gut, dass sich endlich mal jemand gegen das System gewehrt hat. Aber das berührte mich nicht, ich dachte nur an den Mann. Ich konnte mir nicht vergeben, was ich ihm antat.» Das Bedürfnis, ihn um Verzeihung zu bitten, sei stets geblieben.

Peter und der Seelsorger fassten gemeinsam einen Plan: Der Seelsorger, der das einstige Opfer kennt, wird den Mann um ein Gespräch bitten und Peters Anliegen ansprechen. Kommt ein Treffen zustande, ist der Seelsorger als Vermittler dabei. Peter sagt, das Treffen sei sein grösster Wunsch. «Ich weiss nicht, wie ich sonst mit dieser Erinnerung weiterleben soll.» Anouk Holthuizen
* Name geändert

«Es gibt gute Gründe, nicht zu vergeben»

Verletzungen und Schuld gehören zum Leben. Doch was tun mit Wunden, welche die Zeit nicht heilt? Vergeben und vergessen? Nein, findet die Philosophin Susanne Boshammer. In manchen Fällen sei es besser, nicht allzu schnell vergeben zu wollen. Im Zweifelsfall aber sollten wir dennoch vergeben statt vergelten. Denn jeder Mensch sei mehr als das, was er getan habe.

Die Vergebung genießt im Allgemeinen einen guten Ruf. Nur so könne man mit schmerzhaften Erfahrungen abschliessen und gut weiterleben. Was finden Sie?

Susanne Boshammer: Vieles spricht in der Tat dafür dafür zu verzeihen. Doch wenn Vergebung wie in manchen Lebenshilfebüchern als eine Art Allheilmittel gepriesen wird, stimme ich nicht zu. Denn es gibt auch gute Gründe, nicht zu vergeben. Dazu gehört etwa der Respekt vor uns selbst. Eine Frau, die häusliche Gewalt erlebt und ihrem Mann immer und immer wieder verzeiht, riskiert, ihre Selbstachtung zu verlieren. Nicht immer zu verzeihen heisst, dass ich eine Grenze setze und nicht alles mit mir machen lasse. Diese Grenze gibt mir ein Profil, eine Art sittliche Kontur, die dem anderen signalisiert: bis hierher und nicht weiter.

Bedeutet für Sie verzeihen und vergeben dasselbe?

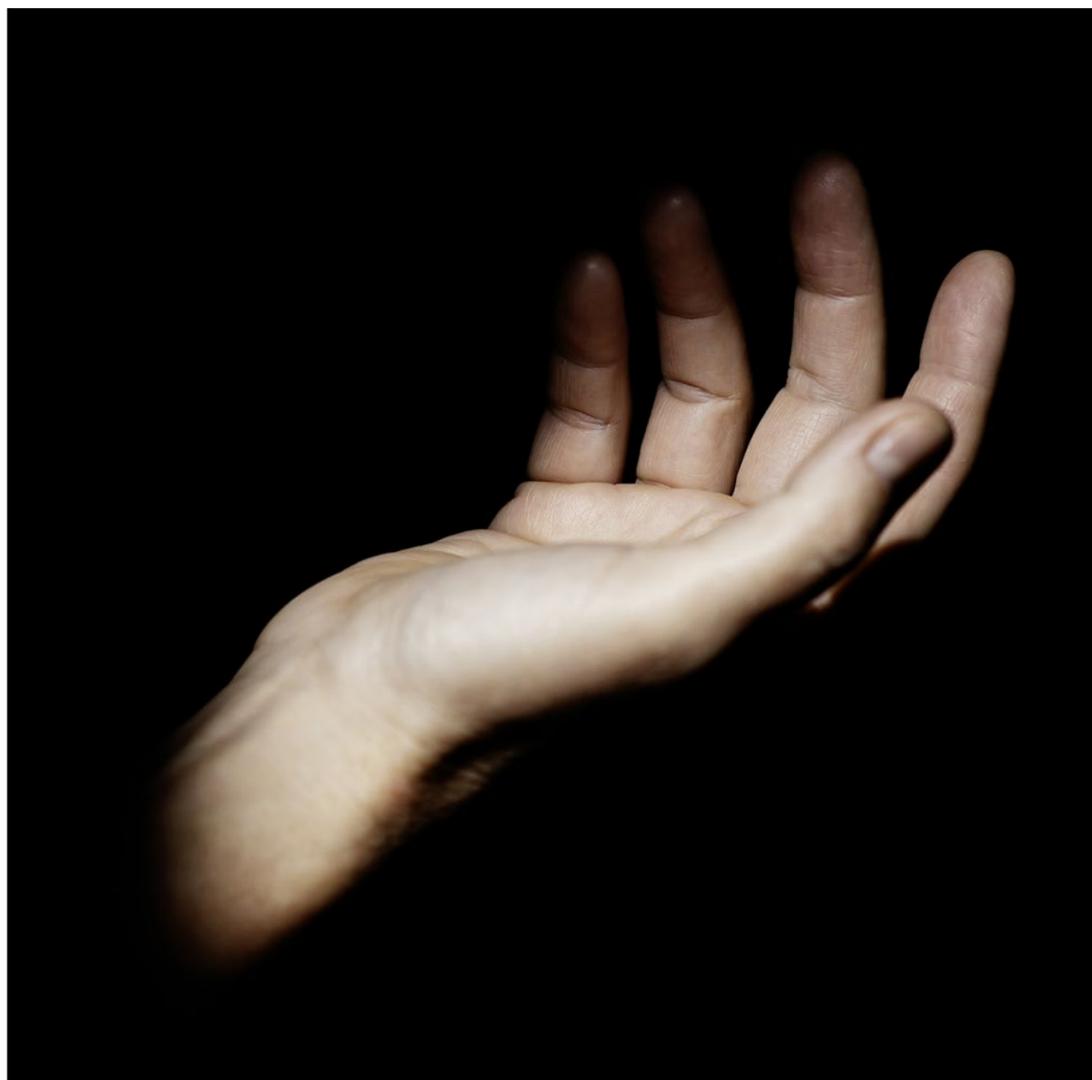
Ja, ich verwende die Begriffe austauschbar, wie im täglichen Sprachgebrauch. Manche unterscheiden aber zwischen den Begriffen. Für sie meint Vergebung die Aufhebung von Schuld, und die kann nur von Gott kommen. Verzeihen ist dagegen das, was wir Menschen tun. Wir können Schuld nicht ungeschehen machen. Aber wir können auf Vergeltung verzichten, auf offene oder versteckte Vorwürfe. Wir können uns entscheiden, den Groll auf den anderen zu überwinden, ihm erlauben, mit sich selbst ins Reine zu kommen und das schlechte Gewissen hinter sich zu lassen. Wenn wir verzeihen, dann tun wir genau das.

Im christlichen Glauben spielt die Vergebung eine zentrale Rolle.

Ja, die Vergebung der Sünden ist ein wesentlicher Teil des Evangeliums, der «frohen Botschaft» im Christentum. Ich erinnere mich gut daran, wie ich mich als junges Mädchen nach Gottesdiensten regelrecht befreit fühlte und wirklich daran glaubte, dass Gott mir die Last der Schuld abgenommen hat. Ich konnte sozusagen mit weisser Weste neu anfangen. Später lernte ich, dass sich der Begriff Sünde sprachlich ableiten lässt von sondern, sich absondern. Die Sünde trennt uns von Gott, sie schafft Distanz.

Wenn wir darum bitten, können wir göttliche Vergebung erlangen. Sollte uns das nicht Vorbild sein?

Nur bedingt – denn selbst wenn man an diese göttliche Verheissung glaubt, lässt sie sich nicht einfach so auf unser Zusammenleben als Menschen übertragen. Vergebungsbeurteilung ist eine Tugend, aber es braucht auch Konfliktfähigkeit, die Kraft, Trennendes auszuhalten, und den Mut, es anzuerkennen. Wer immer gleich verzeiht, nimmt dem anderen vielleicht die Möglichkeit zu bereuen. Dazu kommt: Verzeihen ist nicht dasselbe wie Versöhnung. Vergebung heisst also nicht unbedingt, dass die Beteiligten danach



Zum Vergeben gehört auch, die eigene Vorwurfshaltung loszulassen.

Foto: Annick Ramp

«Nicht immer zu verzeihen heisst, dass ich eine Grenze setze und nicht alles mit mir machen lasse.»

Es spricht also durchaus einiges für das Verzeihen.

Absolut. Als Erstes die Tatsache, dass wir alle mitunter Unrecht tun und uns von anderen Vergebungsbereitschaft wünschen. Natürlich gibt es ganz unterschiedliche Arten von Unrecht. Das Spektrum reicht vom banalen Fehlverhalten im Alltag bis hin zu Demütigungen, Misshandlungen, Gewaltausübung sowie Verbrechen. Unabhängig vom Schweregrad der Schuld steht hinter dem Verzeihen jedoch immer eine Haltung der Humanität.

Wie ist das zu verstehen?

Wir sehen im anderen den ganzen Menschen und reduzieren ihn nicht auf die Tat. Bei Massentatorten gelingt das oft nicht. Es ist, als ob der Täter als Mensch hinter der Grausamkeit der Tat verschwindet. Grundsätzlich sollten wir aber jedem im Geist der Humanität begegnen, und diese Haltung spricht für das Verzeihen.

Gibt es also aus Ihrer Sicht nichts Unverzeihliches?

Ich will es so formulieren: Wir dürfen einander alles verzeihen. In dieser Entscheidung sind wir frei. Verzeihen heisst ja nicht entschuldigen oder billigen. Wenn jemand wie die KZ-Überlebende Eva Mozes Kor ihren Peinigern vergibt, kann das ein Akt der Befreiung sein, der Selbst-

ermächtigung, der Entschlossenheit, sich nicht mehr vom Gefühl des Opferseins bestimmen zu lassen. Mozes Kor wurde dafür heftig kritisiert. «Man darf doch den Nazis nicht verzeihen», hiess es. Diese Kritik ist verständlich, aber sie ist aus meiner Sicht nicht berechtigt. Die Opfer allein haben das Recht, zu entscheiden, ob sie dem anderen verzeihen oder nicht.

Gefühle wie Wut, Schmerz oder Groll können heftig und belastend sein. Wie kann man sie nachhaltig hinter sich lassen?

Es beginnt damit, diese Empfindungen zuzulassen und ernst zu nehmen. Wir müssen das Geschehene in seiner ganzen Schwere an uns heranlassen, statt nachsichtig «ein Auge zuzudrücken». Erst wenn klar ist, dass es hier wirklich etwas zu verzeihen gibt, können wir den Entschluss fassen, das Gefühl des Grolls zu überwinden. Dazu ist es wichtig, dass wir die Gedanken und Gefühle nicht länger nähren, etwa indem wir die Geschichte wieder und wieder erzählen.

Verzeihen ist anstrengend.

Mag sein, aber ich behaupte auch nicht, dass es leicht geht oder dass es in jedem Fall geht. Die Frage ist doch vielmehr, will man es versuchen? Es ist eine Möglichkeit, aber man darf niemanden dazu zwingen.

Etwa mit Sätzen wie: Ach, wir sind doch alles nur fehlerhafte Menschen. Ja, wir sind Menschen und stehen als solche auch in der Verantwortung. Manchmal ist es zu unserem eigenen Schutz und zum Schutz anderer ratsam, nicht allzu bereitwillig zu verzeihen.

Wenn man geistliche Führer wie den Dalai Lama oder den Südafrikaner Desmond Tutu über Vergebung reden hört, könnte man meinen, mit dem Entschluss zu verzeihen, sei es eigentlich schon getan.

Der Entschluss ist wichtig. Er hilft, die negativen Gefühle nach und nach «auszuhungern», die Vorwurfshaltung zu überwinden und dem anderen seine Schuld nicht länger nachzutragen. Aber Vergebung will gelebt sein, und hier liegt die eigentliche Herausforderung.

Was, wenn sich jemand selber nicht verzeihen kann? Nicht selten haben Menschen, besonders im Alter, mit dem, was sie getan oder eben nicht getan haben.

Auch hier hilft die Haltung der Humanität: Nicht nur die anderen, auch ich selbst bin ein Mensch, und jeder Mensch ist mehr als das, was er tut. Wer Schuld auf sich geladen hat, sollte sich dazu bekennen und unternehmen, was er kann, um den Schaden wiedergutzumachen und seinen Fehler nicht zu wiederholen. Aber mehr geht nicht. Auch wir selbst haben, so wie alle anderen, Wohlwollen verdient.

Gibt es ein Recht auf Vergebung?

Niemand hat ein Recht auf Vergebung. Aber jeder Mensch hat ein Recht darauf, nicht auf einzelne Taten reduziert zu werden. Wenn wir in uns selbst und anderen den ganzen Menschen sehen und anerkennen, ist das oft schon der erste Schritt auf dem Weg zum Verzeihen. Interview: Katharina Kilchenmann



Susanne Boshammer, 52

Die Professorin für Praktische Philosophie an der Universität Osnabrück befasst sich mit Moralphilosophie und angewandter Ethik. Vorher war sie Oberassistentin am Ethik-Zentrum der Universität Zürich und Assistenzprofessorin für Praktische Philosophie an der Universität Bern.

Susanne Boshammer: Die zweite Chance. Warum wir (nicht alles) verzeihen sollten. Rowohlt, 2020.

«Niemand hat mich jemals um Verzeihung gebeten»

Whistleblower Adam Quadroni aus Ramosch im Unterengadin hat geholfen, einen der grössten Baukartell-Skandale in Graubünden aufzudecken. Er verlor dadurch seine Firma und seine Familie.

Wie geht es Ihnen nach allem, was passiert ist?
Adam Quadroni: Ich existiere. Aber ich lebe nicht mehr.

Im Jahr 2006 sind Sie aus dem Baukartell im Engadin ausgestiegen. Warum zogen Sie einen Schlussstrich?

Man zieht nicht nur einfach einen Schlussstrich. Gerade weil ich Teil des Systems war, versuchte ich über Jahre immer wieder im Gespräch zu einer Lösung zu kommen. Zuerst mit den Bauunternehmern, die mir daraufhin drohten und mich erpressten. Mit dem Gemeindepräsidenten, der umgehend den Kopf des Baukartells benachrichtigte. Beim Tiefbauamt Graubünden, welches mir dankte und mich boykottierte. Auch von der lokalen Zeitungsredaktorin erhielt ich nie eine Antwort. Erst als sich 2012 die Wettbewerbskommission einschaltete, musste sich die Kantonsregierung zwangsläufig damit befassen.

Es ging um geheime Preisab-sprachen der Bauunternehmer. Man nannte Sie einen Verräter. 2017 wurden Sie in eine psychiatrische Klinik zwangseingeliefert, dort unverzüglich wieder entlassen. Die Polizei stufte Sie zu Unrecht als gemeingefährlich ein. Glauben Sie noch an den Rechtsstaat?
Im Kanton Graubünden nicht mehr. Ich hoffe auf den Schweizer Rechtsstaat, nicht zuletzt weil Herr Giuseppe Nay, ehemaliger Bundesrichter und wichtigster Unterstützer, mich dazu ermutigt.

Das Bündner Parlament verlangte eine Untersuchung. Der PUK-Bericht konnte kein Fehlverhalten Ihrerseits feststellen, dafür unrechtmässige Einsätze bei der Polizei. Fühlen Sie sich rehabilitiert?
Ja und Nein. Der PUK-Bericht rehabilitiert mich in allen Teilen. Für die Bündner Regierung und Behörden gelte ich weiter als Übeltäter. Mit ihrer Hilfe ist es meiner Frau gelungen, mir meine Kinder wegzunehmen. Es gab für meine Kinder keine



Adam Quadronis Weihnachtsschmuck hängt seit 2017, den letzten Weihnachten mit den Kindern.

Foto: Mayk Wendt

«Ich besuche die Kirche oft allein und rede mit Gott.»

Adam Quadroni
Bauunternehmer

unabhängige Instanz, bei der sie ihre Sicht darstellen durften.

Steht Ihnen niemand bei?

Doch. Die Solidarität ist gross – auch ausserhalb des Kantons. Ich erhalte viele ermutigende Briefe, Anrufe und Hilfe jeder Art. Manche halten sich zurück, weil sie fürchten, in Schwierigkeiten zu kommen. Kann ich verstehen. Ich bin das abschreckende Beispiel dafür.

Gab es Unterstützung aus dem Dorf? Der Kirchgemeinde?

Aus dem Dorf hinter vorgehaltener Hand. Die Kirche hat mich enttäuscht. Meine Firma renovierte die Kirche. Aber ich besuche die Kirche oft allein und rede mit Gott.

Also Sie beten?

Nein, ich rede. Ich stelle Fragen. Wer gibt mir meine Kinder zurück? Warum entschuldigt sich die Bündner Regierung nicht?

Wenn sie das täte, könnten Sie vergeben?

Ich kann nur jemandem vergeben, der mich darum bittet. Dann sieht er ein, dass er etwas falsch gemacht hat. Niemand hat mich jemals um Verzeihung gebeten. Für das von der PUK deklarierte Fehlverhalten steht die Regierung nicht gerade. Es gab Menschen, die mich anstelle der Regierung um Verzeihung baten. Es braucht Charakter, um jemanden um Verzeihung zu bitten.

Sie tragen Ihren Ehering, obwohl Ihre Frau auf Scheidung klagt?

Dieser Ring symbolisiert für mich nicht mehr die Ehe, sondern die Familie. Wenn ich ihn abnehmen würde, dann würde ich auch meine Kinder «weglegen». Dies wird niemals geschehen. Interview: Rita Gianelli

Adam Quadroni, 51

Die vom Grossvater gegründete Quadroni SA ging nach dem Ausstieg aus dem Baukartell konkurs. Quadronis Aufsichtsbeschwerden gegen KESB, Polizei und Hausarzt wurden vom Bündner Regierungsrat abgewiesen. Erst nach der Publikation des Baukartell-Skandals im Online-Magazin republik 2018 erstattete der Regierungsrat Anzeige gegen Unbekannt. Gegen die Verantwortlichen des Polizeieinsatzes läuft ein Strafverfahren. Im Frühling 2021 erscheint der zweite Teil des PUK-Berichts.

Kindermund



Ihre Heiligkeit und die Frage nach dem Staatshaushalt

von Tim Krohn

Die Sache mit den Heiligenscheinen liess Bigna nicht los. «Sind Könige Menschen?», fragte sie mich am Dreikönigstag. «Ja.» «Aber warum dürfen sie dann heilig sein und wir anderen nicht? Das ist doch ungerecht.» «Wo Könige leben, ist vieles ungerecht», gab ich zu, «trotzdem glaube ich nicht, dass sie heilig sind. Nicht in den Augen unseres Pfarrers.» Sie stutzte. «Dann nützt es nichts, dass ich Königin werde, um einen Heiligenschein zu bekommen? Das war nämlich mein Plan.» «Geht es dir immer noch darum, heimlich unter der Bettdecke zu lesen? Hast du nicht zu Weihnachten eine Taschenlampe bekommen?» «Doch, aber wenn ich beim Lesen einschlafe, sind am Morgen die Batterien leer, und die muss ich aus meinem Taschengeld bezahlen. Da ist ein Heiligenschein viel praktischer.»

«Dann hilft es tatsächlich, wenn du Königin wirst. Der werden die Batterien vom Staat bezahlt.» Bigna rümpfte die Nase: «Ein Heiligenschein ist eben auch einfach schick. Egal. Wie wird man denn Königin?» «Na ja, diese drei Könige heissen auch «die Weisen aus dem Morgenland». Und weise wird ...» «Was heisst «weise»?», unterbrach sie mich. «Klug und ruhig», antwortete ich, «weise Menschen denken nach, aus ganz verschiedenen Richtungen, bevor sie ein Urteil fällen. Dann erst bilden sie sich eine Meinung.»

«Schön, das kriege ich hin. Was brauche ich noch?» «Nichts, das ist schon alles.» «Aus dem Morgenland müsste ich noch kommen», erinnerte sie mich. «Tust du doch: Die Val Müstair ist der östlichste Zipfel der Schweiz, und im Osten beginnt der Morgen.» «Dann bin ich jetzt schon eine Weise aus dem Morgenland?» «Nun ja, diese drei waren zudem sehr mutig. Und neugierig. Sie sind weit gereist, nur um zu sehen, was dieser helle Stern bedeutet. Reisen waren damals richtig gefährlich, vor allem für reiche Leute. Und die drei waren reich, das zeigen ihre Geschenke ans Christkind.» Bigna fragte: «Und trotzdem hat der Staat ihre Batterien bezahlt?» «Ja, leider. Den Reichen bezahlt der Staat viel mehr als den Armen.» «Das muss man ändern!», rief sie. «Kannst du, wenn du Königin bist.» «Und ob! Und meine Batterien kaufe ich mir jetzt schon selbst.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Warum darf nicht einfach Josef der Vater sein?

Die Bibel sagt: Gott wurde in Jesus Mensch. Im Credo bekennen wir uns seit Jahrhunderten zu Jesus «geboren von der Jungfrau Maria». Warum wurde Gott nicht mit Maria und Josef auf menschliche Weise Mensch? Für meine aufgeklärten Schüler und Schülerinnen im Religionsunterricht war das «die» Frage. In meiner Antwort war und bin ich immer wieder unsicher.

Sowohl Matthäus (Mt 1,18-25) wie Lukas (Lk 1,26-35) bezeugen, dass Maria «vom Heiligen Geist schwanger war». Sie beziehen sich auf eine Prophezeiung in Jesaja. Im hebräischen Text ist allerdings von einer jungen Frau die Rede: «Seht, die junge Frau ist schwanger, und sie gebärt einen Sohn. Und sie wird ihm den Namen Immanuel geben.» (Jes 7,14) Erst in der griechischen Übersetzung wurde aus ihr eine Jungfrau. Ist die Jungfrauengeburt also ein Übersetzungsfehler?

Jedenfalls kann man die wunderbare Geschichte, wie Maria zu ihrem Sohn kam, mit ein wenig historisch-kritischem Aufwand aufklären. Aber der aufgeklärte Gläubige, der weiss, wie Kinder entstehen, darf zurückfragen: Warum soll es dem Schöpfer nicht möglich sein, mittels einer heiligen Zeugung auf die Welt zu kom-

men? Es gilt, zwei Extreme zu meiden: die Fixierung des Glaubens auf ein Mirakel und die Reduktion der Erzählung auf den fehlenden Geschlechtsverkehr. Beides verpasst deren Tiefensinn. Denn auch wenn ich die Frage nach der übernatürlichen Zeugung skeptisch beantworte, ist da noch genug Stoff, um zu theologisieren und sich zu wundern.

Lukas erzählt Marias Empfängnis als Begegnung mit einem Boten, der Worte der Verheissung spricht. Maria bewahrte sie in ihrem Herzen. Die Einpflanzung der Hoffnung transformiert die Zeugung und überträgt das Geistliche ins Leibliche. Marias Leib wurde zur Wohnung des Heiligen Geistes. Für dieses Eintrittswunder brauchte es keinen Sex. Aber es brauchte die Einwilligung der Maria! (Lk 1,38). Wer hier Verklemmtheit oder Leibfeindlichkeit

vermutet, verpasst die adventliche Pointe der Geschichte – und ihre pfingstliche Fortsetzung dazu! Denn das Wunder, das Maria mit Jubel erfüllte, will auch in uns einwohnen. Sagen wir Ja dazu? Das ist «die» Frage!



Ralph Kunz
Professor für Praktische Theologie,
Universität Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Adonia, Trinerweg 3, 4805 Brittnau
 Bestell-Telefon: 062 746 86 46, E-Mail: order@adonia.ch
adonishop.ch
 Versandkostenfrei ab CHF 45.-

Geschenkideen mit Wert

Mundartworship für Kids und Preteens

Kids Praise, Vol. 2

Vol. 2 bietet 21 coole Songs mit trendigen Arrangements. Neu aufgelegte Mundart-Klassiker treffen auf erstmals veröffentlichte Dialektfassungen von Evergreens und aktuellen Worship-Hits. Diese Lieder eignen sich bestens für zu Hause zum Mitsingen, für den Einsatz im Kindergottesdienst und in Camps sowie den Einsatz in Konfirmationsklassen und Jungscharen.

CD | A128701 | CHF 29.80, ab 10 Ex. 25 %
 Liederheft | A128702 | CHF 16.80, ab 10 Ex. 50 %
 Playback-CD | A128703 | CHF 35.-
Set (CDs Vol. 1+2, Liederhefte Vol. 1+2) A128705 | CHF 59.80 statt 93.20

mp3 adonishop.ch
Günstiger im Set

Topseller, 21 Songs
Die ultimative Repertoire-Ergänzung
Günstig im Set mit Vol. 1

Bibel

Die Bibel – Biblegrafix
 Claudia Kündig

Endlich eine Bibel im Comicstrip-Stil

In je 7 Bildern werden die Geschichten auf einer Doppelseite erzählt. Im Biblegrafix-Stil von Claudia Kündig gezeichnet, können diese von Mitarbeitenden in Sonntagsschule, Kinderfreizeiten, Jungscharen, Kinderbibelwochen einfach auf Flipchart nachgezeichnet und dazu die Geschichten erzählt werden. Mit den kurzen Texten pro Bild eignet sich die Bibel aber auch für Jugendliche und Erwachsene, um eine Übersicht über den Ablauf der Bibel zu erhalten.

Buch | B134179 | CHF 28.- | Hardcover, 17 x 24, **200 S.**

Die Bibel
 Comicstrip von Claudia Kündig
Neu

Serie für Kinder ab 3 J.

über 850 Minuten Hörspiel- und Liederspass!

CHF 199.- statt 297.-

15-CD-Box | AHB00-01

15 CDs Hörbible für di Chliine

Wie ein Bilderbuch erzählt: Die wichtigsten biblischen Geschichten werden liebevoll für Vorschul- und Kindergartenkinder erzählt.

cBooks
 Günstig christliche Medien shoppen im neuen Online Shop

cBooks.ch

Adonia

letzte Plätze
Frühling 2021

Das wohl beste Camperlebnis für meine Kinder!

MUSICALCAMPS

1 Woche • biblisches Musical • zwei bis vier öffentliche Aufführungen • Spiel, Spass, Freundschaften
 • auseinandersetzen mit dem christlichen Glauben • **Frühling (13 - 20 J.), Sommer/Herbst (9 - 13 J.)**

SPORTCAMPS

1 Woche • Fussball und Unihockey • Carfahrt zum Turnier gegen andere Camps • Finalturnier • auseinandersetzen mit dem christlichen Glauben • **Sommer (9 - 15 J.)**

Infos und Anmeldung auf **adonia.ch/anmeldung**

Adonia, Trinerweg 3, 4805 Brittnau, 062 746 86 46, info@adonia.ch

krebsliga schweiz

Mehr Menschen sollen von Krebs geheilt werden.
 Helfen Sie, diese Vision mit Ihrem letzten Willen zu verwirklichen.

Bei Fragen sind wir gerne für Sie da:
 031 389 92 12

krebsliga.ch/erbschaften

✂

Ich möchte den Ratgeber zum Thema Testament bestellen:

Vorname, Name _____ Strasse _____

PLZ, Ort _____ E-Mail-Adresse _____

Talon senden an: Krebsliga Schweiz, Manuela Daboussi, Effingerstrasse 40, Postfach, 3001 Bern

Tipps

Ausstellung

Patrick Nyfeler entführt in Bergwelten

Die Faszination für die Berge wecken, und diese von einer Generation zur nächsten weitergeben, das möchte Patrick Nyfeler mit seiner Kunst erreichen. Seine Installationen sind bis Ende Januar in der Galerie «Der Auslöser» auf der Lenzerheide zu sehen, anschliessend in der Galerie «Central» in St. Moritz. Nyfeler arbeitet mit Acrylfarben, Roller Spraydosen, Pinsel, Spachtel und Stencils auf Leinwand, Baukarton, Schiefer und Landkarten. rig

www.patricknyfeler.com, www.derausloeser.ch, www.galeriecentral.ch



Die Lichtinstallation «Bergwelten» ist auf der Lenzerheide zu sehen. Foto: zvg

Christoph Biedermann



Agenda

Weiterbildung

Ökumenische Kampagne

Online-Impulsveranstaltung zur ökumenischen Kampagne 2021. Im Webinar wird die Umsetzung des neuen Kampagnenthemas «Klimagerechtigkeit – jetzt» erörtert. Impulse zu Unterricht, Gottesdienst und Gemeindegemeinschaft, auch unter Berücksichtigung der Covid-19-Situation.

Mi, 20. Januar, 16–17.45 Uhr
Online Zoom Webinar

jacqueline.baumer@gr-ref.ch
081 257 11 07, www.gr-ref.ch.

Letzte-Hilfe-Kurs

In 2 x 2 Stunden Basiswissen zu den Themen Sterben, Tod, Vorsorge und zu auch für Laien möglichen Unterstützungsmöglichkeiten beim Umgang von Sterbenden. Leitung: Monika Lorez-Meuli, Pflegefachfrau und Geschäftsführerin Palliative GR; Susanna Meyer Kunz, Pfarrerin und Spitalseelsorgerin USZ

Sa, 30. Januar, 10–12 Uhr und 14–16 Uhr
KGH Masans

Anmeldung bis 16.1.: johannes.kuoni@gr-ref.ch, 081 257 11 85, www.gr-ref.ch.

Weltgebetstag

Erarbeitung einer Feier für Kinder und Familien zum Weltgebetstag. Thema: Vanuatu, ein bedrohtes Paradies im Pazifik. Leitung: Wilma Finze-Michaelson, Pfarrerin; Marianne Joos-Frei, Ausbilderin und Katechetin.

Mi, 20. Januar, 16.30–20 Uhr
Loëstrasse 60, Chur

Anmeldung bis 13.1. wilma-finze@gr-ref.ch, 081 257 11 08.

Ausstellung

Martin Disler – ein Einzelgänger

Martin Disler war ein Schweizer Zeichner, Maler, Bildhauer und Dichter. Er beschäftigte sich mit der Zerrissenheit und der Verwundbarkeit des menschlichen Daseins. Themen, die gerade in der Corona-Zeit hochaktuell sind. Die neue Ausstellung im Kirchner Museum Davos läuft unter dem Namen «Theater des Überlebens. Martin Disler – die späten Jahre».

Bis 7. November 2021
Kirchner Museum, Promenade 82, Davos Platz

www.kirchnermuseum.ch

Podcast

Rauchzeichen

Das theologische Quartett leitet kath.ch-Redaktionsleiter Raphael Rauch. Einmal im Monat gibt es eine neue Folge. Die Gäste: die Theologin Andrea

Meier, Valentin Beck und der Jesuitenpriester Martin Föhn.
www.kath.ch/podigee

Wers glaubt

Im neusten Beitrag sprechen der Atheist Kevin Rechtsteiner und der reformierte Pfarrer Christian Walti über die diesjährige Vorweihnachtszeit, geprägt von Beschränkungen, und gehen der Frage nach, wie sich diese auf unser Gemüt auswirken.

www.wersglaubt.audio

Radio und TV

50 Jahre Frauenstimmrecht

Das katholische Korsett – der mühevollen Weg zum Frauenstimmrecht. Erst 50 Jahre ist es her, seit das Frauenstimmrecht in der Schweiz angenommen wurde. Widerstand kam bis zuletzt aus Kantonen der katholischen Innenschweiz und der Ostschweiz. Katholikinnen blicken zurück.

So, 31. Januar, 10 Uhr
Sternstunde Religion auf SRF 1

Dürrenmatt klagt an

Vom Turmbau bis zu Christus am Kreuz – das Werk Friedrich Dürrenmatts ist durchdrungen von religiösen Menschheitsthemen. Wie ein biblischer Prophet prangerte der Schweizer Schriftsteller aus dem Emmental die Ungerechtigkeit an.

So, 3. Januar, 8.30 Uhr
SRF 2 Kultur, Perspektiven

Kurt Marti zum 100.

Vor 100 Jahren wurde der «Dichterpfarer» Kurt Marti geboren. Er hörte auf, Mundart zu dichten, als er damit gerade richtig Erfolg erzielte. Und auch sonst stachelte Marti ebenso gern wie geistreich, sei das kirchenintern oder in der politischen Schweiz.

So, 24. Januar, 8.30 Uhr
SRF 2 Kultur, Perspektiven

Silja Walter: Der Tanz des Gehorsams

Poesie und Klosterleben, das waren für die Nonne und Schriftstellerin Silja Walter keine Gegensätze. Ihr Werk mit Gedichten, Romanen, Theaterstücken und liturgischen Texten inspiriert bis heute Menschen auch ausserhalb des Klosters.

So, 31. Januar, 8.30 Uhr
SRF 2 Kultur, Perspektiven

«Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO»

sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch

- So, 3. Januar, Anja Felix
- So, 10. Januar, Andri Casanova
- So, 17. Januar, Anna Ratti
- So, 24. Januar, Christoph Reutlinger
- So, 31. Januar, Cristina Tuor

Gesprochene Predigten

- jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2
- Fr, 1. Januar, Vreni Ammann (Röm.-kath.), Johannes Bardill (Ev.-ref.)
 - So, 3. Januar, Mathias Burkart (Röm.-kath.), Tanja Oldenhage (Ev.-rev.)
 - So, 10. Januar, Susanne Cappus (Christkath.), Stefan Moll (Ev.-method.)
 - So, 17. Januar, Volker Eschmann (Röm.-kath.), Alke de Groot (Ev.-ref.)
 - So, 24. Januar, Silvia Huber (Röm.-kath.), Matthias Jäggi (Ev.-ref.)
 - So, 31. Januar, Urs Bisang (Röm.-kath.), Luzia Sutter Rehmann (Ev.-ref.)

Glocken der Heimat

- jeweils 18.30–19 Uhr
Radio SRF 1
- Sa, 2. Januar, Kreuzlingen TG (Röm.kath.)
 - Sa, 9. Januar, Oberentfelden AG (Ev.-rev.)
 - Sa, 16. Januar, Kathedrale Sitten VS (Röm.-kath.)
 - Sa, 23. Januar, Ftan GR (Ev.-rev.)
 - Sa, 30. Januar, Maseltrangen (Röm.-kath.)

Weitere Anlässe:
reformiert.info/veranstaltungen

Auflösung zVisite-Rätsel

Wir gratulieren!

Der Lösungssatz lautet:
«Und sie bewegt sich doch»

Die Gewinnerinnen und Gewinner.
1. Preis, Gutschein für eine Tour mit Dialogue en Route à Fr. 300.–: Maja Schorta (Köniz). 2. Preis, Mitgliedschaft beim Anderen Literaturklub à Fr. 98.–: Ursula Frei (Schönenwerd). 3.–5. Preis, SBB-Gutscheine à Fr. 50.–: Bruno Schärer (Ossingen), Christine Vuilleumier (Worb), Valdis Widmer (Oberkulm).



Leserbriefe

reformiert. 11/2020, S. 13–20
zVisite/Die interreligiöse Zeitung

Etwas dazugelernt
Was für eine wertvolle Zeitung! Mit grossem Interesse und zunehmender Begeisterung habe ich die Beilage «zVisite» praktisch von A bis Z durchgelesen, was bei einer Zeitung schon sehr lange nicht mehr bei mir vorgekommen ist; die Interreligiosität und Aktualität der Beiträge haben mich als «reformiert.»-Leserin sehr angesprochen; vielen Dank. Auch beim Kreuzworträtsellösen (ebenfalls schon lange nicht mehr gemacht) habe ich das eine und andere hinzugelernt.
Ellen Hütter Carabias, Zürich

reformiert. 12/2020, S. 1
Gipfeltreffen der frisch Gewählten

Auch andere Lösungen
Nach Rita Famos, der neuen Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz, sollten die Reformierten ihre Kirchgemeinde unabhängig vom Wohnort wählen können. Sie hätten dann mehr Möglichkeiten, die ihnen am besten entsprechenden kirchlichen Angebote zu wählen. Der Vorschlag hat einiges für sich und muss eingehend geprüft und diskutiert werden. Die vorgeschlagene Lösung birgt aber auch Gefahren, die nicht übersehen werden dürfen. Reformierte Pfarrpersonen sind in der Auslegung der Bibel zu Recht relativ frei; es gibt keinen Papst und keine Bischöfe, die ihnen in Glaubensfragen Vorschriften machen. Vor allem bei kleinen Kirchgemeinden mit nur einer Pfarrstelle besteht daher bei freier Kirchgemeindewahl die Gefahr, dass mit der Zeit ausserhalb wohnhafte Anhänger einer bestimmten Glaubensrichtung dominieren und eine ihnen genehme Pfarrperson wählen, auch wenn diese den Vorstellungen der lokalen Kirchenmitglieder nicht entspricht. Viele Ortsansässige würden sich in ihrer Kirche nicht mehr daheim fühlen. Vor allem in Gemeinden mit nur einer Pfarrstelle kommt es auch wegen Glaubensfragen immer wieder zu Spannungen zwischen den Kirchenmitgliedern und der Pfarrperson. Mit der Einführung der freien Kirchgemeindegewahl liesse sich dies vermeiden. Es gibt aber einfachere Lösungen. Man

sollte grössere Kirchgemeinden mit vier oder fünf Pfarrstellen anstreben, wobei jede Pfarrperson eine etwas andere Glaubensrichtung vertritt. Die Kirchenmitglieder könnten sich so an jene wenden, die ihnen am besten entsprechen. Die Auswahlmöglichkeiten für die Kirchenmitglieder würden so auch ohne fundamentale Änderung der Kirchenorganisation wesentlich grösser sein.
Hermann Engler, Oberentfelden

Ihre Meinung interessiert uns: Schreiben Sie uns an: redaktion.graubunden@reformiert.info oder «reformiert.Graubunden», Brandisstrasse 8, 7000 Chur. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info
Gesamtauflage: 703 595 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti) (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar) (GR) Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig) (ZH) Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden
Auflage: 32 090 Exemplare
46610 reformiert. Graubünden: Erscheint monatlich ausser im August
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur
Präsidentin der Herausgeberkommission: Erika Cahenzli-Philipp
Redaktionsleitung: Constanze Broelemann
Verlagsleitung: Erika Cahenzli-Philipp
Redaktion
Brandisstrasse 8, 7000 Chur
Tel. 079 823 45 93
redaktion.graubunden@reformiert.info
Verlag
Erika Cahenzli-Philipp
Loëstrasse 60, 7000 Chur
erika.cahenzli@gr-ref.ch

Abonnemente und Adressänderungen
Somedia Publishing AG
Sommeraustrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
Tel. 0844 226 226
abo@somedia.ch

Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Inserateschluss Ausgabe 2/2021
6. Januar 2021

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85%.

Porträt

Ein Journalist, in dem ein Feuer lodert

Medien Im Heimatland Jemen wurde Firas Shamsan verfolgt, weil er als Journalist Gewaltfreiheit forderte. Doch für das freie Wort kämpft er weiter.



Die untere Altstadt in Bern erinnere ihn an Jemens Hauptstadt Sanaa, sagt Firas Shamsan.

Foto: Daniel Rihs

Besonders eindringlich spricht Firas Shamsan, als sich das Gespräch um die Zukunft und ums Schicksal dreht. Was geschehen ist, das sei vorbei, sagt er. Was sein werde, wisse er nicht. Aber heute könne er etwas tun. Er wolle nicht einfach warten. «Und es ist meine Wahl, was ich tue. Es ist einfach, Opfer zu sein. Aber ich kann auch wählen, ob ich Opfer sein will – oder nicht.»

Wer dem 34-jährigen Fotografen, Filmer und Blogger begegnet, hat kaum den Eindruck, er stehe einem Opfer gegenüber. Shamsans Augen lachen oft. Ein Feuer scheint in ihm zu glühen, trotz seiner ruhigen und bedachten Art. Er erzählt über-

legt, untermalt mit plastischen Bildern, und das alles mit einer ganz persönlich wirkenden Intensität. Diese anpackende und zuversichtliche Art lässt einen seine Fluchtgeschichte und seine Situation beinahe vergessen: Bis am 14. Januar muss er den Asylantrag einreichen. Wie es dann weitergeht, ist momentan noch völlig unklar.

Neutralität kam schlecht an
Mit 22 Jahren, im Jahr 2008, begann Firas Shamsan im Jemen als Journalist zu arbeiten. Bis 2011 habe er am «Media College» studiert, dann sei er rausgeworfen worden. «Ich habe mich geweigert, in meiner Ar-

beit als Journalist Partei zu ergreifen.» Ausserdem nahm er während des Arabischen Frühlings an Demos teil, die zum Sturz des Präsidenten Ali Abdullah Saleh führten.

Firas Shamsan, 34

Der Blogger, Filmer und Fotograf ist im Jemen aufgewachsen. Dank des Programms «Writer-in-Exile» des Autorenverbandes Pen-Zentrum lebt er seit Anfang 2019 in Bern – noch bis Mitte Januar. Im Februar soll sein Buch «One way ticket» mit autobiografischen Texten erscheinen.

Shamsan produzierte dann politische und soziale Reportagen und engagierte sich für eine Kampagne, die Junge zur Ausbildung aufforderte statt zum Beitritt zu gewalttätigen Gruppierungen. So entstand fantime.net, ein Portal für Kultur, das Shamsan bis heute leitet.

Doch die Kriegsparteien im eigenen Land kamen nicht mit dem Journalisten zurecht, der sich auf keine Seite schlagen wollte und Gewaltverzicht forderte. «Ich wurde verbal und körperlich angegriffen», sagt Shamsan. Er flüchtete nach Ägypten, um dort weiter zu arbeiten. 2014 wurde er in Kairo verhaftet. Man beschuldigte ihn, mit falschen Nachrichten den öffentlichen

«Schickt mehr Bücher und Schokolade in den Jemen – aber keine Waffen.»

Frieden und die Sicherheit zu gefährden. Für einen Monat warfen sie ihn ins Gefängnis, wo sie ihn misshandelten und folterten. Die Folgen spürt er noch jetzt.

Und endlich geht er frei

«Heute brauche ich wenigstens den Stock nicht mehr beim Gehen», sagt Firas Shamsan – und lacht. Das war anders, als er im Januar 2019 nach Bern kam. Die Stadt war das erste Schweizer Mitglied beim International Cities of Refuge Network und bot dem Jemeniten gemeinsam mit dem Pen-Zentrum ein zweijähriges Arbeitsrefugium. «Aber am Anfang hatte ich vor allem mit den körperlichen Beschwerden zu kämpfen und brauchte viel Physiotherapie», sagt Shamsan. Erst langsam entdeckte er dann Stadt und Leute.

Schwer verständlich ist für den 34-Jährigen, was Freundschaft in der Schweiz heisst. Wieder lacht er: «Es kommt mir vor wie Schnee, der langsam schmilzt. Zuerst kalt. Hier rufen sich selbst Verwandte vor einem Treffen an. Im mittleren Osten ist man jederzeit willkommen, mit offenen Armen.» Doch er habe auch Freunde gefunden. Und möchte sich gerne von hier aus weiter engagieren für die Freiheit der Meinungen und der Menschen. Dazu könne auch die Schweiz beitragen, sagt Shamsan, jetzt ganz ernst: «Schickt mehr Schokolade, Bücher, Musikinstrumente in den Jemen. Aber keine Waffen.» Marius Schären

Gretchenfrage

Margrit Sprecher, Journalistin:

«Religion sollte strikt Privatsache bleiben»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Sprecher?

Persönlich hat mein Konfirmationsspruch «Wandelt wie die Kinder des Lichts» immer noch Gültigkeit für mich. Allgemein finde ich, dass die Religion strikt Privatsache bleiben soll. Symbole, die den eigenen Glauben herausstellen, empfinde ich als unangenehm, aufdringlich und bedrohlich. Denn in jeder Religion lauert die Gefahr, Menschen anderen Glaubens zu bedrängen, diskriminieren und zu verfolgen.

Sie porträtieren mit Vorliebe «Sünder», sprich Kriminelle. Warum?

Jeder Journalist und jede Journalistin weiss aus eigener Erfahrung: Alle glücklichen Ehen gleichen sich. Beschreibt man eine, beschreibt man alle. Das Gleiche gilt für brave Menschen. Ganz anders die «Sünder». Sie führen ein turbulentes Leben, gehen Risiken ein, steigen hoch und fallen tief. Das ist spannend und lehrreich. Denn Kriminelle sind Stellvertreter der eigenen bösen Seite und zeigen auf, wo Konflikte in der Gesellschaft liegen.

Gibt es in der Kirche etwas, das Sie reizen würde zu recherchieren?

Missionare. Wer getraut sich heute noch zu missionieren? Wie verkauft man die christliche Religion in der Dritten Welt? Und wie in China oder Russland? Wer lässt sich bekehren und warum? Wie erklären sie den neuen Büdern und Schwestern die kriminellen Taten der einstigen Kolonialherren?

Sie waren Gerichtsreporterin.

Haben Sie sich bei Verhandlungen zuweilen gefragt: Wo ist hier Gott?
Nein. Meine Frage heisst: Was ist diesem Täter zugestossen, damit er zu dieser Tat fähig war? Denn es gibt – ausser den krankhaft Veranlagten – keine geborenen Verbrecher. Oft begann alles damit, dass ein Mensch zur falschen Zeit mit den falschen Freunden am falschen Ort stand. Statt zu triumphieren: Schön, bin ich nicht wie der, sollte der Leser, die Leserin denken: Alles Zufall. Ich hatte einfach nur Glück.

Interview: Constanze Broelemann

Auf meinem Nachttisch

Die Erfindung des Individuums

Von den Wurzeln des Westens

Auf meinem Nachttisch liegt das Buch von Larry Siedentop «Die Erfindung des Individuums. Der Liberalismus und die westliche Welt.» Ich gebe zu, es liegt da schon seit mehreren Jahren. Aber es ist ungemein spannend, ich lese gerne immer wieder darin.

Es geht Siedentop um die ideengeschichtlichen Wurzeln der westlichen Welt. Er erzählt darin, einfach gesagt, wie der Mensch in der Antike vom völligen Eingegliedert-Sein als «Sippentier» in der selbstverständlichen Unter- und Einordnung in die Familie immer losgelöster heute in der westlichen Welt als Individuum für sich dasteht. Das beschreibt Siedentop äusserst belesen, in Phasen

sehr detailliert, ohne dabei die grossen Linien aus den Augen zu verlieren. Mein Lieblingskapitel ist in dem Buch jenes, wie Siedentop zeigt, dass im antiken Umfeld durch Paulus Gedanken der «Gleichheit der Seelen vor Gott» nun jeder und jede unterschiedslos als Geschöpf Gottes wahrgenommen wird.

Mir gefällt, wie der Verfasser wie aus einer Adlerperspektive in luftiger Höhe die Menschheitsgeschichte überfliegt. Nicht mit allen Einschätzungen Siedentops über den «Westen», die Bedeutung des Liberalismus und Siedentops Abgrenzungen bin ich einverstanden. Und ich gebe zu, dass Siedentop beim Erzählen manch-

mal – eben wie ein Adler auch – kreisend über das Geschehen fliegt und sich wiederholt. Aber das Buch liegt ja bei mir auch nicht auf dem Schreibtisch, sondern auf dem Nachttisch, und irgendwann soll ja dann auch mal der Schlaf kommen.

Larry Siedentop: Die Erfindung des Individuums. Der Liberalismus und die westliche Welt. Klett-Cotta, 2. Auflage, 2016, 495 Seiten, Fr. 42.50.



Jens Köhre
Pfarrer in Andeer



Die Journalistin Margrit Sprecher gilt als die «Grande Dame» der Schweizer Reportage. Foto: Fabian Biaso